This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

* Die gute alte Zeit *

Ernst Heilborn

DIE GUTE STUBE

BERLINER GESELLIGKEIT im 19. JAHRHUNDERT

* Rikola Verlag *

Gift of

Prof. Lewis W. Spitz

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Ernſt Heilborn

Die gute Stube

Berliner Geſelligkeit im 19. Jahrhundert

*

Mit 17 Bildtafeln

Die gute, alte Zeit

herausgegeben von

Adam Müller-Guttenbrunn

Abendgesellschaft in Berlin 1825

nach einem Gemälde von Julius Schopper im Märkischen Museum, Berlin

Ernſt Heilborn

Die gute Stube

Berliner Geſelligkeit im 19. Jahrhundert

*

Mit 17 Bildtafeln

1922

Nikola Verlag * Wien / München / Leipzig

Copyright 1922 by Nikola Verlag A.-G., Wien
Druck von Mänicke und Jahn, Rudolstadt

Die gute Stube

Anderswo hieß es „Salon", hier in Berlin war es die „gute Stube". Aber es war auch etwas Besonderes um diese gute Stube, wie sie die Väter und Großväter kannten, und wie sie in meine eigene Erinnerung hineinreicht. Nur scheinbar war sie ein Zimmer unter andern Zimmern einer Wohnung, in Wirklichkeit nahm sie eine eigene und bevorzugte Stellung ein. Die gute Stube ließ man „sich etwas kosten". Für sie wurden Anschaffungen gemacht. An ihr ging die Mode nicht spurlos vorüber, ihr diente die Kunstfertigkeit der Töchter, und so glich sie schließlich im Hinblick auf die andern Zimmer dem Lieblingssohn Joseph, der den bunten Rock vor den Brüdern trägt.

Die gute Stube war der überflüssige und darum seelisch notwendigste Teil der Wohnung.

Die Hausfrau ging abends in die gute Stube, um die Möbel mit Überzügen zu bedecken. Darunter sollten sie ruhen bei Nacht. Es sollte das, so versicherte die Hausfrau, ganz ungemein zur Schonung der Möbel beitragen, in Wahrheit war es eine symbolische Handlung.

In Zeiten der Kümmernis und der Sorge, an Tagen

der Wäſche und der häuslichen Obliegenheiten blieben die Möbel der guten Stube auch tagsüber bedeckt.
Im Winter wurde die gute Stube nur ſelten geheizt, denn man war ſparſam in dieſem Berlin des 19. Jahrhunderts, das ſich nur zögernd, zuerſt ſchämig, dann über ſich ſelbſt erſtaunt, ſchließlich mit um ſo derberer Anmaßlichkeit in ſeine Weltrolle hineinfand. Auch ſagte man ſich, daß niemand etwas in der guten Stube zu tun habe, und daß es von Vorteil ſei, wenn die Familienmitglieder, die Kinder zumal, an der geſchloſſenen Tür vorübergingen. Darum hieß die gute Stube in den Wintermonaten gemeinhin „die kalte Pracht".
Die Zentralheizung und der Innendekorateur, aber auch eine nun doch großzügiger gewordene Lebensführung haben der guten Stube ſchließlich ein Ende bereitet.
Damals aber, als beinahe nur die Hausfrau die gute Stube betrat, um eigenhändig und mit Zärtlichkeit den Staub von den Nippes zu entfernen, — war es nicht, als täte ſich ihr, indem ſie dieſe Schwelle überſchritt, das Reich der Möglichkeiten auf? Als wäre ſie hier über ſich ſelbſt erhöht; hier in eine irgendwie beglückende Gemeinſchaft aufgenommen; hier Herrin der Feſte, die ihr der Alltag ſchuldig blieb? Inmitten einer geſchäftigen Stadt, Teil einer engen und ſehr beſcheidenen Wohnung, war die gute Stube in all ihrer fragwürdigen Pracht ein Lebensanſpruch und eine Traumerfüllung.
Sie war die blaue Blume in dem mit Gemüſe bis zum Rand gefüllten Marktkorb der Hausfrau.
In einigen wenigen dieſer guten Stuben aber wurden

die Möglichkeiten, von einer Persönlichkeit dem Traumbett enthoben, nun doch zu Wirklichkeiten. Gute Stuben, von denen das Berlin des Tages nichts mehr weiß, die aber in dem Berlin der Erinnerung ihre Stätte bewahrt haben, — das Sofa steht noch an der alten Stelle, noch hängen die Bilder an der Wand, die Kerzen glimmen auf. Es klopft an der Tür.

Geselligkeit?

Ein Freund, dem der Schalk im Nacken saß, sagte bei einer kleinen Gesellschaft, die er in seinem Hause gab, zu seiner ausnehmend ansehnlichen Schwägerin: „Ja, liebes Kind, nur dasitzen und ein hübsches Gesicht machen, das tut's auch nicht."

Die Kunst der Unterhaltung, sagt man, fange da an, wo man es verstehe, über nichts zu reden. Mag sein. Gewiß ist aber, daß sie da aufblüht, wo man den Mut wiedergewinnt, über das zu sprechen, was die Seele bewegt, vielleicht so darüber zu sprechen, als wär's ein Nichts.

Voraussetzung ist: die Persönlichkeit. Nur wo sie ist, kann Spiel sein. Nur aus ihrer Kraft kann die Materie der Unterhaltung den Antrieb gewinnen, der sie leicht und spielend im Äther schweben läßt.

Unterhaltung wird beglückend, wo die Persönlichkeit, wie in dir, Rahel Levin, Natur im Goetheschen Sinn des Wortes ist.

Nur daß es auch Persönlichkeiten, und gewiß recht selbstsichere, gibt, die die Geselligkeit zu Tode unterhalten.

Uſurpatoren des Geſprächs, die all die buntbewimpelten Boote kapern, um ſie ins eigene Schlepptau zu nehmen und ſiegreich damit abzudampfen.

Geſelligkeit muß doch noch etwas anderes ſein als Unterhaltung?

Von Geſelligkeit im tieferen Sinne kann wirklich nur da die Rede ſein, wo aus den einzelnen Geiſtigkeiten Gemeinſamkeitsgeiſt entſteht. Erwärmt durch dies Gefühl eines erfreuenden aber kurzen Beiſammenſeins, beeindruckt durch eine anmutende und trauliche Umgebung, durch Geiſtesforderung in Geiſtesparade gedrängt, quellen die einzelnen Geiſtigkeiten gleichſam über, um aus dem Überfluß an eine gemeinſame Ziſterne abzugeben, aus der zu ſchöpfen nun wieder jedem einzelnen freiſteht. Es bildet ſich Atmoſphäre in der guten Stube. In die hat, wem's beliebt, nur mit ſpitzem Finger hineinzulangen, um ſich ſein Geiſtesblitzlein herabzuſchnippen.

Es iſt Sonnabend abend, und bei Rahel Levin hat ſich Beſuch eingefunden. Die Unterhaltung wird reger. Einer entzieht ſich ihr, um für ein paar Augenblicke, aus denen auch eine halbe Stunde werden mag, ſich abſeits an den Ofen zu ſtellen. Es iſt Schleiermacher, und er kommt eben erſt dazu, an die morgige Predigt zu denken. Wie er aber ſo daſteht, abſeits, und doch den andern Befreundeten nahe, ſtrömen ihm die Gedanken zu.

Was das iſt — ? Selbſtverſtändlich ermöglichen ihm eine derartige Arbeitsweiſe nur die ungeheure Sammlungsfähigkeit, über die er gebietet, und nur ein ſelten reicher und beweglicher Geiſt. Es iſt aber ebenſo zweifellos,

daß dieſer ſo geartete Geiſt ſchon durch die räumliche Nähe fremder und beweglicher Geiſtigkeiten, durch dies Sichſeeliſchloslöſen in der ſeeliſchen Verbundenheit neue und überperſönliche Anregung erfährt.
Schleiermacher, in Rahels guter Stube am Ofen ſtehend und die Gedanken zur morgigen Predigt ſammelnd, während die laute Unterhaltung der Freunde zu ihm herübertönt, iſt die letzte Antwort auf die Frage nach der Geſelligkeit.

Anfänge

Wenn das Schwein geſchlachtet iſt, kann der Bauer Hochzeit halten. Urſprüngliches Bindemittel geſelligen Beiſammenſeins ſind die grob materiellen Genüſſe.
Alt-Berlin hatte darin etwas zu bieten und ſtand in der Beziehung hinter anderen Städten gewiß nicht zurück. Es iſt um das Jahr 1740, beim erſten Baccalaureus am berliniſchen Gymnaſium zum Grauen Kloſter, dem Herrn Chriſtian Friedrich Grunow, trifft ein Herr Bethmann mit ſeiner Schweſter, einer jungen Predigerswitwe, zu Beſuch ein. Der Tiſch wird gedeckt und „das Traktement war ſehr gut. Es gab 1) eine potage von Hühnern, Kalbfleiſch, Wurzeln und eine gute Brühe, 2) ein Gericht weiß zerhacket Kohl mit einer in Butter gebraten Wurſt, 3) ein ſchön Gericht Fiſche mit einer Wein Brühe und Citronen, 4) geſchmoret oder mürbe gebraten Fleiſch; eins von beyden war es, 5) eine delicate große Butter Pretzel mit Citronen, großen und kleinen Roſinen und was ſonſt noch darinne war, 6) Butter,

Käſe, wohlſchmeckendes Bier und angenehmer Aquavit; ſie wollten Wein holen laſſen, allein wir proteſtierten darwider". Der Baccalaureus und ſeine Frau führten ihre Gäſte nachher in den Krautſchen Garten, ſodann zu ihrem Schwager, dem Herrn Schütze, der ſeinerſeits mit Ruppiner Bier, gutem Käſe und friſchen Semmeln aufwartete, — man blieb alſo offenbar vom Mittag bis in die Nacht hinein beiſammen und war über Kauen und Verdauen gut Freund geworden.

Das waren die Zeiten, in denen der Bürger mit derben Stiefeln ſein Pflaſter trat, und es iſt unſchwer, von dem Gericht „weiß zerhacket Kohl mit einer in Butter gebraten Wurſt" auf die Geſpräche, die dabei geführt wurden, zu ſchließen. Das Bild ſteht wie in niederländiſcher Farbengebung und iſt für das Berliner Bürgertum um die Mitte des 18. Jahrhunderts kennzeichnend.

Aber ſchon im letzten Jahrzehnt desſelben Jahrhunderts ſollte der Geiſt gegen die ſatte Behaglichkeit aufbegehren.

Nur daß er nicht als Revolutionär an die Tür der guten Stube pochte. Er hatte, wenn hier Vergleich erlaubt iſt, viel eher das Anſehen eines Hilfslehrers, und ſchien durchaus nicht gewillt zu ſein, die ihm zuteil gewordene rationaliſtiſche Erziehung zu verleugnen. In einem Leſekränzchen trat er in Erſcheinung.

Es war der Hofrat Bauer, der als Kaſtellan im königlichen Schloß eine Wohnung innehatte, in deſſen guter Stube man zuſammenkam, ein Buch gemeinſam zu

leſen, Verſtändnis zu ſuchen und Kritik zu üben: ein Mann alſo, ſubalterner Beamter, doch von den angeſehenſten einer; gut bürgerlich, aber mit dem Vorbild der Hofgeſellſchaft vor Augen; genügend beeinflußt, den leichten geſelligen Ton bei ſich zu pflegen, ſelbſtbewußt genug, ſeinen eigenen geiſtigen Bedürfniſſen nachzugehen. Wer dieſer Hofrat Bauer im übrigen war, und ob und wie ihm die ſchöngeiſtige, halbgebildete Frau zur Seite ſtand — wer will es ſagen? War er ſelbſt nicht Perſönlichkeit im tieferen Sinn des Wortes, ſo muß er jedenfalls den Geiſtes- oder Herzenszug beſeſſen haben, Perſönlichkeiten an ſich zu feſſeln. Um den Tiſch ſeiner guten Stube ſitzen die Dichter Engel und Ramler; Moritz und Marcus Herz nebſt ſeiner ſchönen, jungen Frau — der Henriette; die noch ſehr jungen Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, — und Marcus Herz, der ſehr Verſtandesklare, ſcheint eben den Finger auf eine Stelle in dem aufgeſchlagenen Buch zu legen, um mit einiger Schärfe darzutun, daß er ſolche neuzeitliche Verſchwommenheit nicht verſtehe —: das Leſekränzchen der berliniſchen Aufklärungszeit.

Es fügte ſich, daß der Hofrat Bauer einen ſchönen Garten vor der Stadt beſaß: hier fanden ſich die jugendlichen Mitglieder des Kränzchens in ſommerlichen Tagen zu Spiel und Frohſinn zuſammen.

Dieſe ſelbe Jugend aber — zu Henriette Herz, den Brüdern Humboldt traten Dorothea Veit, Karl von Laroche und auswärtige Freunde — hatte ſich in noch anderer Weiſe, brüderlicher, zuſammengefunden und einen

„Tugendbund" gegründet. Der lebte von einer Sehnsucht. Schwärmerische Freundschaft einte die Bundesglieder, Seelenenthüllung war Recht und Pflicht, man nahte einander mit dem brüderlichen „Du" und mit dem priesterlichen Kuß und überließ sich, freilich unbewußt, Gefühlsirrungen, die die Gefühle süchtiger aufblühen ließen —: die Frühlingstage der Romantik waren angebrochen.

Aufklärung und Romantik waren eine seltsame (in Ludwig Tieck, dem berlinischen Dichter, aber auch literarisch beglaubigte) Verbindung eingegangen: aus ihr sollte der Geist der Berliner guten Stube geboren werden.

Neue Friedrichstraße nahe der Königstraße

Henriette Herz: als halbes Kind war sie die Frau des sehr viel älteren Mannes geworden, des durch seine originellen Kuren bekannten Dr. Marcus Herz, und hatte mit ihm die Wohnung in der Neuen Friedrichstraße nahe der Königstraße bezogen.

Die Berliner nannten sie die „tragische Muse". Das aber galt wohl nur der sehr hohen und schlanken Figur, zu deren Ausmaß der Kopf verhältnismäßig klein erschien. Innerlich hatte die Freundliche, bei aller, vielleicht betonten Haltung, wenig von einer tragischen Muse. Ein anmutiges Lächeln belebte die Züge des als klassisch gepriesenen Profils.

In dieser guten Stube der Wohnung in der Neuen Friedrichstraße entstand die Berliner Geselligkeit. Schleiermacher kam fast allabendlich mit seiner Laterne und

fühlte ſich bei Herzens wie zu Hauſe. Vertreter einer älteren Schriftſtellergeneration, die Ramler, Engel, Moritz, begegneten ſich mit den Brüdern Humboldt und den jungen Göttern der Romantik, Friedrich Schlegel, Gentz und Jean Paul. Fichte und Börne waren hier zu Gaſte. Junge Abkömmlinge alter Adelsfamilien, ausgeſprochen geſellſchaftliche Talente, Graf Chriſtian Bernſtorff und Herr v. Brinkmann trugen zur Belebung der Unterhaltung bei. Die Muſik ſchien in Reichardt, die Bildhauerkunſt in Schadow würdig verkörpert zu ſein.

In dieſer guten Stube der Wohnung in der Neuen Friedrichſtraße lernte Schleiermacher Friedrich Schlegel kennen, hier Friedrich Schlegel Dorothea Veit, hier Varnhagen Rahel. Lebens- und Schickſalsbindungen, und eine Frau knüpfte die Fäden.

Worin beſtand der Reiz, der von Henriette Herz ausging? Die „tragiſche Muſe" ſcheint nun doch ausnehmend ſchön geweſen zu ſein. Viele Motten umflatterten dies Licht; es hat nicht viel gefehlt und der junge Ludwig Börne hätte um ihretwillen in Selbſtmord geendet; der andern, die hofften und litten, zu geſchweigen. Eine Frau, wie zur Liebe geſchaffen, und die ſich nicht hingab (im tieferen Sinne auch dem guten und ältlichen Dr. Marcus Herz nicht, ihrem Manne); eine Blume in knoſpenhafter Geſchloſſenheit; ein Verſprechen, beſeligender, weil ihm nie Erfüllung wurde.

Aus vergeiſtigter Sinnlichkeit erſtand dem geſelligen Leben Berlins ein erſtes Lebenspulſen.

Nur daß damit doch nicht alles geſagt iſt, und daß

ſich ſolcher Romantik ein ſolides rationaliſtiſches Element geſellte. Dieſe gute Stube der Henriette Herz, in der junge Adelige mit Angehörigen der jüdiſchen Kreiſe in Berührung kamen, in der literariſche Heißſporne ſich mit einigermaßen überlebten, ſauber bürgerlichen Schriftſtellern, Freigeiſter mit proteſtantiſchen Predigern begegneten, ſetzte eine eigene ſeeliſche Bereitſchaft voraus. Fanny Lewald, in den Zügen der längſt gealterten Henriette Herz leſend, hat das Wort dafür gefunden. Es lautet: Wohlwollen und Duldſamkeit.

In der guten Stube der Frau Henriette Herz ereignete ſich folgender Vorfall: Der brave Marcus Herz las ſeiner Frau eine Stelle aus den eben erſchienenen Fragmenten des Novalis vor und meinte: „Verſtehſt du das?" Um alsbald hinzuzufügen: „Das wird das Männchen wohl ſelber nicht verſtanden haben." Warum brachen Friedrich Schlegel oder Schleiermacher, wenn ſolche Bemerkungen der älteren Generation an ihre Ohren ſchlugen, nicht in ein Hohngelächter aus? Ganz wie die Älteren war dieſe Jugend hier durch die gleiche Tür eingegangen: Wohlwollen und Duldſamkeit.

Die geiſtig-ſittlichen Errungenſchaften des 18. Jahrhunderts hatten den Boden bereitet für eine junge aufblühende Geſelligkeit in einer Stadt, die vorerſt noch wenig Phyſiognomie beſaß; der ihre Mauern aber zu enge wurden; die Freude an Arbeit kannte und Arbeit in ihre Feierſtunden trug.

Dem erſten Knoſpen folgte unmittelbar die reichſte Entfaltung.

Die gute Stube der Rahel Levin ist auf den einen Namen zu taufen: Geist.

Im wesentlichen waren es dieselben Besucher, die sich in der Neuen Friedrichstraße eingefunden hatten, und wenn sie gestern zu Henriette Herz gegangen waren, so gingen sie heute zu Rahel Levin. Nur daß die Älteren diesen Weg nun doch schon schwerer fanden, und daß sich der Kreis der Jüngeren erweitert hatte: die beiden Tieck, der Dichter und der Bildhauer, Heinrich Heine, Hegel, Ranke, Fouqué nebst Gemahlin, Arnim und Bettina waren hier oft zu Gast. Der adelige Teil der Gesellschaft hatte in bemerkenswerter Weise Verstärkung erfahren; zu oft gesehenen Gästen gehörten neben Brinkmann und den Brüdern Humboldt Burgsdorf, der Fürst von Ligne, der Fürst Reuß und — der gleichsam sein eigenes Wetter mit sich brachte, oder sich selber Wettermacher war — Prinz Louis Ferdinand. Der sie „Kleine" oder „Levi" oder „Rahel", vor den Leuten „Mlle. Levi" nannte; der sie dicht an seine Seite rücken hieß, wenn er zu komponieren versuchte oder phantasierte; der sie zu sich zog, wenn man Karten spielte; der von ihr, und sei es nur der bedeutsam Schweigenden, Belehrung annahm, wenn er unüberlegt etwa über Goethe und den „Egmont" gesprochen hatte; der ihr verliebte Herzensangelegenheiten beichtete, und es kein Arg hatte, ob sie selber unempfindlich gegen Liebe sei?

Im wesentlichen dieselben Besucher wie bei Henriette

Herz, — aber waren ſie dieſelben geblieben, wenn ſie ſich an Rahels Teetiſch zuſammenfanden?
Schleiermacher freilich. Der ſetzte ſich neben Rahel und ſuchte ſie für ſich in Beſchlag zu nehmen. Nur daß man noch eben das gleiche von Prinz Louis Ferdinand hörte ...
Schön iſt Rahel nicht geweſen. Sie träumte Kleider und zog ſich ſelber auffallend ſchlecht an. Die Fülle des ſchwarzen Haares ſpottete des Kammes. Die Figur, in ihren jungen Jahren ſchlank und voll, ſcheint frühzeitig rundlich geworden zu ſein. Aber an dieſer Stirn hafteten die Blicke der mit ihr Sprechenden. Und es ſtimmt nachdenklich, wenn man von ihren blauen Augen und dann wieder von ihren dunklen Blicken lieſt. Jedoch: ſchön iſt Rahel nicht geweſen.
Die Beſucher kamen, und es iſt nicht dies, daß ſie ſich in ihrer guten Stube „wie zu Hauſe" fühlten, obwohl hier wirklich von irgendwelchem Zwang keine Rede war, ſondern: all dieſen Beſuchern ſchienen geiſtige Fähigkeiten zuzufliegen.
Man ſaß an dieſem Teetiſch, und man war für dieſe flüchtigen Stunden einer improviſierten Geſelligkeit duldſamer, kenntnisreicher, witziger, als man in Wirklichkeit war.
Durch das Geſchwirr der durcheinander Redenden klang eine ſehr weiche und melodiſche Stimme, in der Seele war. Rahels Unterhaltung war witzig und blendend und überſtrömend und funkelnd in kecken Vergleichen; ſie hakte in den Kern der Dinge ein. Sie war weſentlich.
Ihre Unterhaltung war auch Schweigen.

Rahel Varnhagen von Enſe
Stahlſtich 1834 nach einem Bild aus dem Jahre 1817

Man hört Goethes Wort aus der Ferne herüberklingen: „Rahel urteilt nicht, sie hat den Gegenstand."

Rahel steht neben Jean Paul, sie sind beide ans Fenster getreten. Rahel sagt: „Ich begreife es gar nicht; ich reise in acht Tagen; und seit ich meiner Reise (nach Paris) gewiß bin, werden mir all die bekanntesten Gegenstände fremd; ich erkenne die Ecke drüben nicht mehr; sie ist mir wie die fremdeste Straße." Sie selbst wundert sich nachher, daß Jean Paul daraufhin, wie benommen, ihre reiche Phantasie gepriesen habe.

Rahel ist mit Heine zusammen, das Gespräch ist auf eine neuaufgetauchte literarische Erscheinung, den Doktor Börne, gekommen. Rahel sagt: „Börne kann nicht schreiben; ebensowenig wie ich oder Jean Paul." Es spielt dabei ein Lächeln um ihre Lippen, Heine nennt es „jenes wohlbekannte, rätselhaft wehmütige, vernunftvoll mystische Lächeln", das der Empfehlung — denn so empfiehlt Rahel — Gewicht gibt.

Von Talleyrand ist eben gesagt worden, er sei gar nicht böse. Rahel wirft ein: „Je le crois bien; il n'a pas besoin d'être méchant, la nature l'a été pour lui."

Sie selbst hat bekannt: „Mein eigenes Sprechen erregte mich — wie immer — und die Möglichkeit, es zu können, ist, war und bleibt mir lieb. Wenn ich aber soviel spreche, so ist es gewöhnlich, um Ennui und Verlegenheit mit Gewalt loszuwerden: diese zwei hasse ich; und sie sind mir wie eine Daumenschraube auch für den kleinsten Augenblick unleidlich. Sonst lieb' ich Schweigen und Zuhören: und in einer schönen Gesellschaft wird einem

das immer. Und unterbrechen kann man hinwiederum auch die andern. Gewöhnlich iſt Plappern bei mir Behelf für den Abend; und Schmerzenszeichen. Sprech' ich über Liebe und dergleichen, ſo kann ich nur ſcherzen und verkehrt ſprechen. Über Muſik aber ſpreche ich nie als im Ernſte."

Sie hat die Forderung aufgeſtellt (und erfüllt): „Man muß aus dem Zentrum ſprechen," und dann wieder in ihrer Weiſe geklagt: „Es iſt dumm und ehrwürdig von mir, daß ich mit allen Menſchen gründlich ſpreche. Ich ſehe es ein."

Sie hat ſich Salz und Quirl der Geſelligkeit genannt und — Bequemlichkeitsrat.

Es iſt in Rahels guter Stube. Das Geſpräch der Herren iſt ſchlüpfrig geworden, da ertönt Rahels Stimme, und vielleicht iſt diesmal ein erregter Klang darin: „Ich weiß auch Saugeſchichten." — Und das Geſpräch bricht ab.

Es iſt in Rahels guter Stube. Prinz Louis Ferdinand iſt heftiger geworden und hat über Goethe ſchwadroniert. Das ſei ein unheldiſcher Held, der Egmont. Rahel ſchweigt. Und aus dem Schweigen der Rahel kommt es Prinz Louis Ferdinand zu Bewußtſein, daß er Törichtes geredet hat.

Ihre Unterhaltung war auch Schweigen. Immer aber, redend oder ſchweigend, hatte ſie etwas zu verteidigen. Etwas, das ihr innerlich Beſitz war.

Rahel war über jeden Begriff hinaus freidenkend, und trug ihren Gott im Herzen. Sie ſetzte ſich temperamentvoll

für freie Liebe ein, und empfand sehr keusch. Sie trug jeder jungen literarischen Erscheinung Anteilnahme entgegen, und wurzelte zutiefst in Goethe. Ihr queckſilbernes Temperament flog allen Künſten zu, und ſie ging Wege ſelbſtverleugnender Nächſtenliebe.
Durch ſie und ihren Kreis erwuchs ein neues religiöſes Empfinden; wurde das Verſtändnis für Goethe angebahnt; begriff die Stadt vergeiſtigte Geſelligkeit. Ja; das war Rahels „gute Stube".

Leipzigerſtraße 3

Von Zeit zu Zeiten wie ein Jubelruf: Jugend!
Dann iſt es einer Generation zuteil geworden, in jungen Tagen die Lebensfrüchte einzubringen; hinter jedem Gelingen ſteht nun das Verſprechen auf ein Vollbringen; winterliche Daſeinskümmerniſſe ſcheinen die Eiskruſte gebrochen zu haben; die Älteren blicken auf dieſe Jugend, und ſie ſcheint eine Erfüllung all deſſen, was ihnen ſelbſt die Jahre ſchuldig blieben, ſie treten in den Reigen mit ein, ein wärmerer Druck wird von Hand zu Hand weitergegeben, das Leben iſt zum heitern Spiel geworden.
Der Stadtrat Mendelsſohn, derſelbe, der mit einem bitteren Scherzwort von ſich zu ſagen pflegte, erſt ſei er immer der Sohn ſeines Vaters geweſen, um nun der Vater ſeines Sohnes zu ſein, hatte das Haus Leipzigerſtraße 3 gekauft. Dieſer Hauskauf wurde zu einer Fügung für die Geſelligkeit Alt-Berlins.
Hinter dem geräumigen Hauſe Leipzigerſtraße 3 lag ein

weiter, parkähnlicher Garten mit langen Alleen alter und hochgewachsener Bäume, — Erinnerung sieht ihn im währenden Blütenschmuck der Fliederbüsche, sie hat ein Recht, ihn so zu sehen: hier feierte Jugend ihr Fest.

Verkörpert war diese Jugend in Felix Mendelssohn-Bartholdy. Aber die Schwestern standen ihm gleichgesinnt, nahezu gleichbegabt und gleichgestimmt zur Seite. Ein Freundeskreis umgab die Glücklichen.

Das Haus Leipzigerstraße 3 enthielt helle und große Räume und nach dem Hof zu ein weites Gemach, durch drei große Bogen mit dem daranstoßenden Kabinett verbunden: das lud zum Theaterspielen ein! Durchschritt man aber den Park, so kam man zu dem einstöckigen Gartenhaus, mit seinen von Weinlaub umrankten Scheiben. In diesem Gartenhaus war ein großer Saal, dessen Decke eine flache Kuppel bildete, die mit barocken phantastischen Freskogemälden geschmückt war. Die Glaswände nach dem Garten hin waren durch leichtes Zurückschieben zu entfernen; hier fanden die für Berlins geistiges Leben so bedeutungsvollen „Sonntagskonzerte" statt.

Felix Mendelssohn-Bartholdy ist an das Pult getreten, er hat den Dirigentenstab erhoben, die Musik setzt ein. Es ist, als wüchse seine knabenhafte Gestalt mit den anflutenden Klängen, die Züge werden ausdrucksvoll und männlich, in seine Augen tritt ein Glanz.

Musik: Es ist, als hätte dieser jugendliche Reigen sie alle, die Älteren mit gesteigertem Ungestüm, in seinen Bann gezogen. Unter den Zuhörern der alte Zelter, aber

auch Paganini; C. M. v. Weber, auch Madame Spontini; und — Liſzt: nicht zu vereinbarende Gegenſätze, hier vereint, und Jugend feiert ihr Feſt.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy hat den Dirigentenſtab niedergelegt, er iſt wieder der knabenhafte Jüngling geworden, der er war. Mit den Schweſtern und den Freundinnen ſtreift er durch dieſen parkähnlichen Garten — die Fliederbüſche der Erinnerung ſtehen in Blüte — die Tür zum nahen Pavillon iſt geöffnet, auf dem Tiſch liegt Papier, an Feder und Tinte fehlt es nicht: was immer an tollen und luſtigen und „genialiſchen" Einfällen an Herz und Sinnen vorüberhuſcht, wird als willkommener Beitrag für die „Gartenzeitung" aufgezeichnet.

Unvergeſſen der Beſuch bei Goethe, und man verehrt ihn. Aber man ſchwärmt für Jean Paul. Shakeſpeare, unlängſt in der Schlegelſchen Überſetzung erſchienen, wird von dieſer Jugend leidenſchaftlich neu erlebt.

In dieſem Garten hatten Alexander v. Humboldt und Encke ihr Obſervatorium: wie Henriette Herz gehörte auch Humboldt zu den ſtändigen Beſuchern, dazu Marx, der Redakteur der Muſikaliſchen Zeitung, und Klingemann. Der Maler Henſel war Schwager und Hausgenoſſe geworden, die Phyſiognomien intereſſanter Beſucher fing er mit ſeinem Zeichenſtift auf, auch mochte man nach dem Konzert in ſein Atelier hinübertreten, ein eben vollendetes Gemälde zu betrachten. Für immer neue Gäſte ſtanden die Stühle bereit: auch Heine und Hegel findet man in dieſer Umgebung wieder, die

Fouqués, Bettina und Tieck. Sogar von E. T. A. Hoffmann ergeht der Bericht.

Nun aber haben ſich die Flügeltüren wieder geöffnet, an Varnhagens Arm iſt Rahel eingetreten. Sie iſt etwas korpulent geworden, der Stuhl wird ihr zurechtgerückt, Varnhagen ſelbſt eilt mit zwei Kiſſen herbei, ihr das eine unter die Füße, das andere in den Rücken zu legen. Dann bleibt er hinter ihrem Stuhle ſtehen, um aufzufangen, was ſie ſpricht, vielleicht auch, um Notizen darüber feſtzuhalten . . .

Der äſthetiſche Tee

Rahel Levin hatte ſich in Rahel Robert gewandelt, denn nun war ſie zum Chriſtentum übergetreten, — eine Zeitlang hatte ſie ſogar damit geſpielt, ihren Vornamen gegen einen andern auszutauſchen, dann war ſie Frau v. Varnhagen geworden.

Sie hatte unter ihrer Abſtammung gelitten, ohne zu bedenken, was ſie ihr zu verdanken hatte, — und wäre es nur dies verhaßte „anders"-ſein geweſen. Nun ſchwamm ſie auf den breiten und geſtillten Waſſern des Lebens und hatte gefunden, wonach ſie's verlangt hatte.

Innerlich blieb ſie der ſuchende Menſch und ein Geſchöpf Gottes: darum ſteht ihr Name im Buch des Lebens.

Aber die Rahel der Geſelligkeit, die Rahel der guten Stube hatte für ſolchen Zuwachs äußeren Anſehns Steuer zu zahlen. Es kam hinzu, daß Varnhagens etwas eitle Liebe ſie wie einer dieſer dreiteiligen Spiegel von allen Seiten umgab, beſtändig glitzernd und die Lichter reflek-

tierend. So ging ihr einziggeartetes geſelliges Talent in Routine über.

Es klingt prophetiſch, wenn Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1797 ſchrieb: „Ich habe noch nicht ein einziges Mal, auch vormittags nicht, die ‚Kleine‘ allein gefunden, und in Geſellſchaft ſind die Seiten, die wir nie an ihr liebten, das laute und weniger feine Weſen bei weitem ärger geworden.“ Ein halbes Menſchenalter ſpäter durfte die Beſucherin ſie einer Pythia vergleichen, die auf dem Dreifuß ſitzt, Lorbeerblätter kaut und orakelt.

Was freies und unangemeldetes Kommen und Gehen zu allen Tagesſtunden geweſen war (Ludwig Tieck hatte am liebſten nach dem Theater die Jägerſtraßenwohnung aufgeſucht), hatte ſich in eine geſellſchaftliche Inſtitution verwandelt. In den Apriltagen des Jahres 1828 ſchrieb Rahel an die Fürſtin von Carolath, und man hört den Stoßſeufzer herausklingen: „Ich habe übermorgen zweiunddreißig Perſonen zum Tee; und heute ſchon Domeſtiken möchte ich ſagen. Weshalb, fragen Sie: weshalb, frag' ich; ich muß.“ Es waren aber unter den Beſuchern, nunmehr Eingeladenen, die Träger der Namen, nach denen die Nachwelt fragt, ſpärlicher, die der anderen, welche die Mitwelt mit bewundernder Verbeugung nennt, um ſo zahlreicher geworden.

Bereits die „gute Stube“ der Henriette Herz hatte in der guten Stube der Frau Sara Levy (Bettina verlobte ſich hier mit Arnim) eine Art Ableger gefunden; die zur geſellſchaftlichen Inſtitution gewordene Geſelligkeit der Frau v. Varnhagen trommelte die Nachahmerinnen

zuſammen, und ſie kamen zuhauf. Die geſellſchaftliche Inſtitution aber hieß fortan: Der äſthetiſche Tee.

Es wurde da in dem guten alten, verſchlafenen und nunmehr zu geiſtigen Grimaſſen aufgerüttelten Berlin an materiellen Genüſſen etwas zu wenig, an ſchöngeiſtigen etwas zu viel geboten. Das Vorleſen, verſteht ſich ſelbſtgefertigter Gedichte und Erzählungen, war zur geſellſchaftlichen Plage geworden. Der Dilettantismus ſchlug Kapriolen.

Die Satire ſtand auf und geißelte dieſes Treiben. Man wohnt bei E. T. A. Hoffmann dem äſthetiſchen Tee bei, den der Geheime Rat Röderlein, der ein reicher Mann iſt, ſich und ſeiner Damenwelt zu Ehren veranſtaltet. Neben Tee, Punſch, Wein, Gefrorenem wird grundſätzlich etwas Muſik geboten. „Schönes Fräulein, verſagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmliſchen Talentes," man läßt ſich nötigen, man ziert ſich ein wenig, vom Spieltiſch herüber tönt die Stimme der gnädigen Frau: „chantez donc, mes enfants." — Satan und ewiger Jude tauchen in Hauffs „Memoiren des Satans" bei ſolchem äſthetiſchen Tee auf und rufen mit ihren (herzlich harmloſen) Bemerkungen den Sturm in der Teetaſſe hervor.

Das Couplet der Berliner Poſſe hielt ſich an die verkümmerten materiellen Genüſſe und ſtimmte ſein Klagelied an:

Bei Hofrats wird ſehr fein zum Tee
Man invitiert: U. A. w. g.
Man denkt ſogleich, das heißt:
Und abends wird geſpeiſt.

Doch Täuschungsjammer, denn es gibt
Nur Butterbemmekens ingestippt
In heißes Wasser und Pekkosaft:
Das heißt Berliner Gastfreundschaft.

Einer aber hob an, die „edlen Freuden berlinischen Tees" zu besingen und setzte ein:

Lampen und Kerzen,
Brennende Lichter,
Erloschene Herzen,
Gemachte Gesichter ...

um fortzufahren:

Man öffnet den Deckel
Des Pianoforte;
Nun trillern und stümpern
Die Virtuosen
Und Tassen klimpern
Und Diener tosen ...

um schließlich in dem Trinkgeld, das die Diener von den albernen Gästen einstreichen, die befriedigende Schlußwendung zu finden —: dieser Eine, der mit seiner sehr schönen Frau selber bei diesen ästhetischen, literarisch-musikalischen Veranstaltungen selten fehlen durfte, war der als Dichter Wohlempfohlene, war Ludwig Robert, der Bruder — der Rahel.

Mauerstraße 36

Rahel war gestorben (1833) und die Romantik war tot. Aber die Romantik gespensterte auf ihrem eigenen Grabe.

Holzige Früchte nach Blütenüberschwang. Was frühlingskräftig begonnen, hatte einen trüben Herbst gefunden:

in dürftiger und bekümmernder Reaktion. Eine seelische Sehnsucht war zu einem Mittel geistigen, aber auch bürgerlichen Zwanges geworden. Enttäuschung in allen Lagern. Der Enttäuschtesten einer aber, Varnhagen, dessen glänzende politische Laufbahn jäh und auf ihm selber unerklärliche Weise ein vorzeitiges Ende gefunden hatte, war berufen, die Tradition der Berliner Geselligkeit in seiner Weise fortzuführen.

Wer dieser Varnhagen war? Es ist das keine leicht zu beantwortende Frage, die Vorsicht warnt, mit billiger Auskunft aufzuwarten. Den Unbedeutenden bedeutete er wenig: das spricht für ihn. Den Gefallsüchtigen schien er ein Gefallsüchtiger zu sein: aber es fehlte ihm nicht an innerem Halt. Immer wieder ist der weibliche Zug in seinem Wesen betont, sein Hang zur Bosheit, seine Freude am Klatsch damit in Zusammenhang gebracht worden, aber ein frauenhaftes Element ist allen Künstlernaturen eigen und der Essayist bedarf vielleicht einer gesteigerten Anpassungsfähigkeit. Varnhagen ist ein Wegbereiter deutscher Essayistik geworden, zu Unrecht unterschätzt, ein gesellig Einsamer.

„Ganz ein Mann, wie ich ihn mir zum Umgang wünsche," schrieb Ranke 1825 über ihn, und in den kurzen Sätzen, die sich daran schließen, kehrt das „ein Mann" bezeichnend wieder.

Man liest in Varnhagens Tagebüchern unter dem 18. Mai 1850, also siebzehn Jahre nach Rahels Tode: „Die vergangene Nacht hörte ich Rahel viel zu mir sprechen, und ich erinnere mich zum Teil noch ihrer

Worte, voll Geiſt und Wahrheit, und ganz in ihrem eigenſten Sinn und Ausdruck. Morgen iſt ihr Geburtstag, wieder wie im Jahre 1771 fällt Pfingſtſonntag auf den 19. Mai. Geſtern las ich Pandoras Wiederkunft von Goethe, kein Wunder, daß ich von Rahel träumte. Meine Gedanken, meine Einbildungskraft, meine Wünſche wiſſen nichts Höheres hier zu faſſen, als ihr Weſen, das größte Glück, das ich mir erbitten könnte, iſt in dem einen Namen ausgeſprochen."

Er vermochte weſenhaft zu lieben. Setzte er ſeiner Inbrunſt zeitweiſe die Schellenkappe auf, — es iſt auch Glöckleinklingen im Sanktus.

Er war Cauſeur — trotz Rahel; in ſeinem klugen Behagen am Klatſch war er Charakteriſtiker. Nach Bettina befragt, gab er gelegentlich zur Antwort: „Häufen Sie Widerſprüche auf Widerſprüche berghoch, überſchütten Sie alles mit Blumen, laſſen Sie Funken und Blitze herausleuchten, und nennen Sie's Bettina." Das hätte Heine nicht beſſer ſagen können.

Ihn trugen — Kork oder Schwimmer? — die Wellen der Zeit, mehr als die Anpaſſungsunfähigen ſchien er jede Bewegung mitzuzittern. Aber einer Dame, die ihm vorwarf, ſie vermöge nicht klug daraus zu werden, ob er nun heidniſch oder chriſtlich, monarchiſch oder republikaniſch geſinnt ſei, durfte er zur Antwort geben, ſie müſſe recht gut wiſſen, was er ſei, denn indem ſie das ſage, ſetze ſie voraus, daß er ein Mann ſei, dem man dergleichen ſagen könne, und eben das ſei ein ganzes Glaubensbekenntnis wert.

Im Wellenspiel der widersprechenden Zeiteindrücke schrieb er, enttäuscht, klatschlüstern, scheelsüchtig — aber doch ins Innere lugend, klug, unbestochen, seine Tagebücher —: preußische Historiographen saßen nachher darüber zu Gericht. Der Spiegel wurde zerschlagen, weil das Bild nicht gefiel.

Die Verkörperung des Geistes einer geistlosen Reaktionsperiode; überfruchtbar vielleicht aus Mangel an Schöpferkraft; scheelsüchtig, wahrscheinlich aus abgewiesener Dienstbereitschaft, — in alledem einer tiefen Inbrunst, einer ungewandelten Treue fähig, den oberflächlichen Besuchern ein Charakterloser, dem tiefer Blickenden ein — Mensch.

Dem Witwer zur Seite das gealterte Mädchen, denn nun war Ludmilla Assing, seine Nichte, von ihm unzertrennlich geworden. Sie führte ihm die Wirtschaft, war ihm Sekretärin und Vertraute, übernahm die Hausfrauenpflichten bei einer ungemein verästelten Geselligkeit. Ein zierliches Figürchen mit interessantem Gesicht und feinen, etwas spitzen Zügen. Ein armes Ding, das sich putzte, wo doch so gern das Herz gesprochen hätte. Auch sie von ungewöhnlicher Anpassungsfähigkeit. Man sagte ihr nach, sie habe Varnhagens Handschrift angenommen, und wenn sie für Zeitungen schrieb und Porträts zeichnete, so war das gewiß auch nur eine Art von Anpassung an ein doch sehr künstlerisches Milieu. Hervorgezogen und zugleich beiseitegeschoben —: erst nach Varnhagens Tod, als sie, infolge Veröffentlichung der „Tagebücher" zu längerer Freiheitsstrafe wegen

Majestätsbeleidigung verurteilt, ins Ausland flüchtete und ihren Versaglierileutnant heiratete, kam späte Dramatik in das altkluge Idyll ihres Lebens.

Noch war es das alte Haus, Mauerstraße 36, in dem Rahel die letzten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte und in dem sie gestorben war. Varnhagens eigenes Zimmer hatte etwas gewollt Schlichtes. Die Wände graublau getüncht; ein Feldbett mit roter, verschossener Kattundecke; ein Stehpult aus Fichtenholz; ein Sofa mit Roßhaarüberzug; dazu der große gefährliche Autographenschrank. An der graublauen Wand aber außer ein paar Kupferstichen: Rahels Reliefbild in Bronze von Tieck.

Nebenan die „gute Stube". „Das hohe Zimmer mit dem großen tiefen Fenster, durch das man die französische Straße hinuntersah; das hohe Zimmer mit dem großen runden Tisch": in solchen Worten hat ein gealterter Mann den Eindruck des Varnhagenschen Besuchsraumes festgehalten, der hier als junger Poet Zulaß gefunden hatte, Julius Rodenberg. Die Wände ringsum aber waren mit Porträtzeichnungen der Freunde, die Ludmilla Assing mit Geschick aufgenommen hatte, bedeckt.

Zwanglose Mischung sehr verschieden gearteter Elemente ermöglichte auch hier eine freiere und gehobene Geselligkeit. Um den großen runden Tisch saßen gelegentlich nebeneinander: der frühere Ministerpräsident von Pfuel und Lassalle und Bernstein, Redakteur der demokratischen Volkszeitung; der katholische Fürst von Hatzfeld und der jüdische Prediger Sachs; der in vielen Sätteln erprobte

Baron Alexander von Ungern-Sternberg und der indiskrete Karl Eduard Vehse. Als Vertreter der damals jungen Literatur: Gustav v. Putlitz, Rudolf Gottschall, Feodor Wehl, Fanny Lewald, Adolph Stahr und — der letztere beide verabscheute — Gottfried Keller; Julius Rodenberg, Herman Grimm.

Man darf sich die Unterhaltung geistreich genug vorstellen. Vielleicht erleichterte die allgemeine politische Enttäuschung, die hier noch dazu vielfach persönlichen Stachel trug, die Flucht in Kunst und Literatur; aber es war doch eben Flucht. Darüber, daß Varnhagen künstlerisches Urteil besaß, kann kein Zweifel bestehen: die Namen der Jüngsten, die er zu sich lud, sein Einsetzen für den „Grünen Heinrich" ist dafür Beweis genug; aber das Schöpferische war doch mit Rahel gestorben. Etwas von Witwerschaft ist daher über diesem Salon. Mehr als der Zukunft waren die Blicke wohl der Vergangenheit zugewendet. Es war nicht sowohl gläubiger als trotziger Liberalismus, der hier zu Worte kam. Auch darf man sich vorstellen, daß Vehse manchmal blieb, nachdem die andern bereits gegangen waren: er hatte noch ein Histörchen für den Hausherrn.

Es ist charakteristisch genug: die Varnhagensche Geselligkeit fand ihre Ableger gleichsam aus der Vergangenheit heraus. Man denkt an die gute Stube der Elisa von Ahlefeldt, einst Immermanns Muse, nachdem sie Gattin jenes Lützow, auf den die „wilde, verwegene Jagd" geht, gewesen war. Nach Varnhagens Tode sammelte die Letzten der Getreuen Frau von Treskow, Leipziger Platz 18.

Bei Varnhagen ſelbſt war der beſinnliche Tee dem kritiſchen Kaffee gewichen. Für Torten und ſüße Weine war Sorge getragen. Es ergingen, wie ſchon in Rahels letzten Lebensjahren, Einladungen: „Gefl. $4^1/_2$ Uhr."

Potsdamer Straße 20

Endlich hatte das Bürgertum ſeine geſellſchaftliche Sendung begriffen! Man kann ſagen, es war über dem „Traum" eines geeinten Deutſchlands erwacht.

Gemeinſame politiſche Ziele, demokratiſche Tendenzen erwieſen ihre geſelligkeitsbildende Kraft. Die Literatur ſtand an zweiter Stelle, oder, trat ſie einmal in den Vordergrund, ſo verdankte ſie das dem Umſtand, daß ſie ſich dem Zeitgeiſt angepaßt hatte und freiheitliche Ideen in das Volk trug. Vor der Muſik verſchloſſen ſich die Pforten.

Nichts, was etwa an den äſthetiſchen Tee erinnert hätte, war in der guten Stube der Frau Lina Duncker, Gemahlin des Verlagsbuchhändlers und Beſitzers der demokratiſchen Volkszeitung, Franz Duncker, geduldet. Mit Tee oder Kaffee gab man ſich nicht mehr zufrieden. Man hielt auf einfache, aber nahrhafte Koſt.

Es war das kerngeſunde, derbknochige, rationaliſtiſch-kluge Berliner Bürgertum, das den Grundſtock zu dieſer Geſelligkeit bildete. Daß Gegenſätze der Anſchauung und der Lebensführung, die ſchon in der weiteren Dunckerſchen Familie verkörpert waren, aufeinanderprallten, erhöhte auch hier den Reiz des Beiſammenſeins. Doch mußten, ſcheint es, ältere und verfeinerte Kulturen mit-

wirken, dies Bürgertum für flüchtige Stunden über sich selbst zu erheben.

Schon das Haus, Potsdamer Straße 20, das Franz Duncker im Spätherbst des Jahres 1855 gekauft und bezogen hatte, — hohe Platanen, Birken und Fichten beschatteten die Fassade, — wies etwas von absonderlichem Vergangenheitszauber auf. Die es vorher bewohnt hatten, waren verschollen, und niemand schien sie gekannt zu haben. So rätselte das Haus. In dem großen Mittelsaale des Erdgeschosses, der vornehmlich den gesellschaftlichen Zwecken diente, hatte Frau Lina Duncker ererbten Hausrat zur Aufstellung gebracht: es hingen da breite Wandspiegel in farbigen, goldgefaßten und geschnitzten Rahmen; schwere Büfette und seltsame steife Sofas im Empirestil standen längs der Wände.

Die den Gästen hier entgegentrat, Frau Lina Duncker, war durchaus nicht durch ungewöhnliche geistige Fähigkeiten ausgezeichnet. Sie einte Klugheit mit Herzensfreundlichkeit. Auch ging von ihrer zierlich gebauten Gestalt, dem Köpfchen mit dem mattbraunen, glattgescheitelten Haar, den grünlichgrauen, beinahe schielenden Augen ein fremdartiger Reiz aus.

Irgendwie mußte sich immer Romantik einschleichen, sollte in dieser noch immer engen Stadt Geselligkeit ihr freies Spiel entfalten.

Noch war die Stadt so eng, daß die meisten Besucher Varnhagens sich bei Frau Lina Duncker wiederbegegnen mußten. Auch hier sah sich Gottfried Keller, unfroh, mit Fanny Lewald und ihrem Adolph Stahr zusammen-

Die Struve-Soltermannsche Trinkanstalt für Mineralbrunnen

Stahlstich von Barber nach einer Zeichnung von H. Hintze 1833

geführt. Vehse und Bernstein stellten sich gleichsam von Berufs wegen ein, Ludwig Pietsch wurde freundlich geduldet, Palleske und Widmann durften nicht fehlen. Bogumil Goltz, der Verfasser des „Buches der Kindheit", setzte sein Persönlichkeitsgewicht ein: Tauchten Arnold Ruge und Waldeck auf, so schöpfte die Unterhaltung vielleicht tiefer Atem. Die weitverzweigte Dunckersche Verwandtschaft aber bewirkte durch ihr bloßes Dasein, daß alles letzten Endes den familienhaften Anstrich wahrte.

Nur der Eine kam und ging, und um ihn war der Hauch aus einer fremden Welt: Ferdinand Lassalle. Man nahm sich seiner an, man trat für ihn ein.

Es waren zum großen Teil dieselben Besucher wie bei Varnhagen, — sie durften wie einst die Freunde der Henriette Herz, die sich bei Rahel wiedertrafen, ähnliches an sich erleben: sie blieben, hinüber- und herübergehend, nicht dieselben. Man könnte sich vorstellen, daß ein kluger und geistvoller Gast ein neuerschienenes Buch bei Dunckers aufrichtig rühmte, das er noch gestern bei Varnhagen belächelt hatte. Die Luft bei den Dunckers reizte nicht zum Spott.

Vielmehr: es ging hier doch recht bürgerlich zu. Frau Lina Duncker hatte ihren „Gutenachtsager", und der gab den Gästen zwischen 10 und $10\frac{1}{2}$ Uhr abends zu verstehen, daß es „nun Zeit sei". Da Pflicht am andern Morgen zeitig weckte, durfte man der bürgerlichen Nacht die Stunden nicht entziehen.

Es fügte sich aber, daß hinter dem Dunckerschen Garten ein schmaler Weg abbog, zwischen alten Gartenzäunen

hindurch, über die Dornengeſtrüpp, Flieder und Fruchtbaumkronen herabhingen. Nicht ſelten geſchah es, daß die geſamte, bei Dunckers verſammelte Geſellſchaft ſich zu nächtlicher Stunde auf dieſen ſchmalen Weg begab. Der aber führte nach —

Bellevueſtraße 13

Hier wohnte Ferdinand Laſſalle. Haus an Haus wohnte der aufkeimende Sozialismus neben dem jungen Liberalismus, geſellſchaftliche, gern gepflegte Beziehungen ſpielten hinüber und herüber.

Trophäen von orientaliſchen Waffen, Kupferſtiche mit den Hauptſzenen der franzöſiſchen Revolution, Überreſte antiker Marmorarbeiten, Gipsbüſten, — ſchon in der Einrichtung der Wohnräume gab ſich ein kokett-eigenwilliger, bewußt-phantaſtiſcher Geiſt. Um die ſpäte Abendſtunde aber, da der getreue Chroniſt, Ludwig Pietſch, mit Laſſalle von Dunckers herüberkam, wartete der Diener ſeines Herrn, die Gaskronen brannten, im Kamin glimmten die Holzſcheite. Gute Jahrgänge alter Weine wurden aus dem Keller geholt . . .

Drei Bilder zeichnen ſich in dieſe Umgebung ein:

Laſſalle iſt krank, muß auf der Chaiſelongue liegen, den verletzten Fuß zu ſchonen. Nicht weit von ſeinem Lager iſt ein Vorleſetiſchchen aufgeſtellt, die Kerze brennt, der daran Platz nimmt, iſt Chriſtian Friedrich Scherenberg, der preußiſche Schlachtendichter. Die patriotiſchen Verſe tönen durch den phantaſtiſch aufgeputzten Raum, der Revolutionär klatſcht Beifall.

Der Freundeskreis ist bei Lassalle versammelt, Heinrich Brugsch, der Ägyptologe, später Brugsch-Pascha genannt, hat Haschisch frisch aus Persien bezogen. Lassalle läßt die langen, türkischen Pfeifen herumreichen, er geht vom einen zum andern, die Haschisch-Kügelchen hineinzulegen. Nur einer, der die Pfeife nicht an seine Lippen führt: der Hausherr selbst.

Man hat sich bei Lassalle zusammengefunden, — vielleicht ist ein Scherzwort gefallen und hat den Anlaß gegeben, ein Scherzwort, zu dem der Hausherr überraschend ernste Miene aufgesetzt hat: Lassalle steht auf und unternimmt es, den einen oder andern aus dem Kreise, der ihm geeignet scheint, zu hypnotisieren. Die Neugier ist erwacht, man rückt enger aneinander. Der Tisch beginnt unter den ihn umklammernden Händen sich zu bewegen — bei Lassalle gelingen solche Experimente immer.

Es ist die gute Stube in der Behausung eines Junggesellen. Von Zeit zu Zeit tauchen hier Damen auf, die sich bewußt über die bürgerlichen Lebensregeln hinwegsetzen. Ludmilla Assing mit Varnhagen aus der unfernen Mauerstraße herübergekommen, hat sich, um sich hier sehen zu lassen, etwas herausfordernd aufgeputzt: Lassalle hat es ihrem Mädchenherzen angetan. Aber es sind auch gut bürgerliche Elemente, die hier freier Atem schöpfen: Erlesene aus dem Varnhagenschen und Dunckerschen Kreis, Hans v. Bülow, Lothar Bucher, Ernst und Hedwig Dohm — nur mußten die Gäste wohl die Fähigkeit haben, ihr Bürgertum für ein paar Stunden abzustreifen.

Man nennt den einen der Beſucher: Fürſt Pückler-Muskau, und nennt den Geiſt dieſer Geſelligkeit. Es iſt nun einmal das Weſen ſolcher Originalität, auf andere Originalitäten zurückzugehen.

Der Geiſt des Dandytums feierte hier, in beſcheiden berliniſcher Art, ſeine Feſte, was die Arbeit des Tages ausmachte, der bittere Ernſt, der hinter dieſer geſucht auffälligen Lebensführung ſtand, war in den Nachtſtunden vielleicht zu einem Witzwort oder Paradoxon geworden, es ſei denn, daß die Unzufriedenheit mit den herrſchenden Zuſtänden, die auf allen, die ſich hier zuſammenfanden, gleichmäßig laſtete, jedem die eigenen Wege ermöglichte, ohne daß er die andern darüber aus den Augen verlor.

Eins war geblieben: Romantik. Irgendwelche Romantik hatte allen geiſtig gehobenen geſelligen Verkehr in dem Berlin des 19. Jahrhunderts, das ſeine rationaliſtiſchen Jugendeindrücke nie ganz zu überwinden vermochte, recht eigentlich erſt ermöglicht: eine lernfrohe Romantik bei Henriette Herz, eine weſenhafte bei Rahel, eine frühlingshaft ſchwärmende bei den Mendelsſohns, eine in Sehnſucht an Vergangenes verlorene bei Varnhagen, eine an neue politiſche Träume hingegebene bei den Dunckers — es iſt eine Art Atelier-Romantik bei Laſſalle, aber Romantik iſt es doch auch.

An letzter Stelle ſollte der Weckruf der Romantik an das preußiſch-berliniſche Beamtentum ergehen —

Sah man Franz Kugler den Geheimrat an? Paul Heyse, der Kuglers Schwiegersohn wurde, verneint es, Fontane behauptet es: „Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte erwägend, kam in seinem Wesen etwas spezifisch Geheimrätliches, etwas altfränkisch Goethisches (man sieht in Gedanken die Linie zu Varnhagen) zum Ausdruck." Frau Klara, die hier als Hausfrau waltete, die jüngste der Hitzigschen Töchter, war einst eine vielgepriesene Schönheit gewesen —

„Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmut lächelnd hin"

klingt es aus dem Geibelschen Widmungsgedicht an sie herüber, und neben Geibel waren es Storm und Heyse, aber auch Fontane, die Frau Klaras kluge und klärende Rede dankbar auf sich wirken ließen. Die es auch froh waren, wenn Kugler selbst sich an das Klavier setzte — eine gute Kopie des Murilloschen Heiligen Franziskus hing darüber — um in rascher Folge wechselnde Lieder zu spielen.

Es war eine Mansardenwohnung, die Kuglers in dem Hause der Friedrichstraße, nahe dem Halleschen Tor, innehatten. Durch die in das Dach eingelassenen Fenster waren Vorsprünge entstanden, sie waren durch frei ins Zimmer gestellte Efeuwände erweitert und abgeschlossen worden, — so hatte diese geheimrätliche gute Stube ihre „Lauben", in denen man ein vertrauliches Zwiegespräch halten konnte. Nur freilich: die Zeiten waren

vorüber, in denen ein Friedrich Schlegel einem jungen Mädchen, das ihm zum erſtenmal in der Berliner Geſellſchaft begegnete, hinterrücks einen Kuß auf den Nacken gab: hier hatte die Jugend keine Heimlichkeiten vor dem Alter. Es waren auch Namen innerlich verwandten Klanges, geſunder bürgerlicher Kunſtübung, die ſich hier zuſammenfanden, die: Drake, Otto Gildemeiſter, Jakob Burckhardt, Roquette, Felix Dahn, Wilhelm Lübke, junge Leute, denen, mit wenigen Ausnahmen, der Charakter weiter helfen ſollte als die Begabung. Unter ihnen der Unterſchätzte: Theodor Fontane; unter ihnen das Sonntagskind: der junge Heyſe.

Es wurden zuweilen Stücke, ſogar vom Hausherrn ſelbſt verfaßte, aufgeführt, es wurde vorgeleſen. Die Märzwehen des Jahres 1848 kündigten ſich an, hier aber ſaß man traulich unbekümmert beieinander, Kunſt, zumal in ihrer geheimrätlichen Temperierung, war eine Art Schutzwehr gegen das Leben geworden. Geibel zog das ſchmale, abgegriffene Taſchenbuch hervor und las, was ihm die Muſe zugetragen hatte. Die Frauen fertigten dabei ihre Handarbeit, die Kinder duckten ſich hinter die Efeuwände, um nicht zu Bett geſchickt zu werden. Luiſe Kugler hatte ihr Skizzenbuch zur Hand, ſich irgendein Profil einzufangen, — ganz ſo hatte Wilhelm Henſel bei den Mendelsſohns, ganz ſo Ludmilla Aſſing in der Mauerſtraße das Amt des zeichnenden Chroniſten ausgeübt: es iſt, als wäre Methode auch in den geſellſchaftlichen Zufälligkeiten. Dem Vorleſer aber wurde keineswegs immer Lob geſpendet, zumal über Luiſe

Kuglers Lippen kamen mitunter Worte herber Kritik. Dann geschah es wohl, daß Geibel zornig auffuhr, in sein angestammtes hanseatisches Platt verfiel, aufsprang, das Zimmer verließ, und die Tür kräftig hinter sich ins Schloß warf.

Ein andrer Abend, und die Reihe des Vorlesens ist an Storm gekommen. Nun aber erfordert es Vorbereitungen. Man sitzt wie gewöhnlich um den großen runden Tisch, Storm steht auf, macht eine entschuldigende Verbeugung vor Frau Kugler, geht auf die Tür zu und riegelt sie ab. Der Gedanke, der Diener könne mit den Teetassen hereinkommen, ist unerträglich. Dann wird der Docht der Lampe, die ohnedies schon einen grünen Schirm trägt, herabgeschraubt, und nun erst beginnt Storm — mit seltsam singender Stimme und unter steter Beobachtung der Wirkung seiner Worte auf den Gesichtern der Anwesenden —:

„Es klippt auf den Straßen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelenallein
Durch die Gassen im Mondenscheine."

Das Gedicht hat seine Wirkung getan, Storm beginnt Gespenstergeschichten zu erzählen. Er hat einen eigenen Blick; kreuzt er damit den Blick der etwa zu lachen sich Erdreistenden, so gruselt's die. Fontane ist längst ein alter Mann geworden, als er von diesen Abenden in Kuglers guter Stube erzählt; doch ist's ihm, als wäre noch etwas von dem feinen Violinton in seinem Ohr

haften geblieben, der wie eine Begleitſtimme aus dunklem Reich, mit Storms Stimme mitſchwirrte.
Zu Geheimrats, in das Zimmer mit den Efeuwänden — liegt nicht ein leichter Staub auf den ergrauten Blättern? — und der matter leuchtenden Lampe hatte ſich die Romantik geflüchtet, als wäre ſie eine ältliche Frau geworden, und nur die Künſte, nicht aber die Reize ihrer Jugend ihr geblieben.
Doch war das alles echt und empfunden. Nur etwas dünn war der Tee geraten.
Noch aber durfte das Beamtentum, einmal zu geſelligem Leben erwacht, ſich einen Aufflug gönnen.

Cantianſtraße, ſpäter Margarethenſtraße 7

Herr v. Olfers war Generaldirektor der Königlichen Muſeen, wie Kugler in ſeiner geheimrätlichen Tätigkeit Referent für die ſchönen Künſte geweſen war; ſeine Dienſtwohnung lag in einem der maleriſchſten Winkel von Berlin.
Sie barg den „gelben Saal", und der war eigentlich nur ein unregelmäßig gebautes, großes „Berliner Zimmer", alſo die gute Stube, aber ein Zimmer mit traulichen Winkeln und Ecken. Wurde hier der Tee gereicht, ſo fiel es wohl auf, daß Teller und Taſſen, Schalen und Schüſſeln mit zarten Malereien und Sinnſprüchen geſchmückt waren: in der Tochter des Hauſes, in Marie v. Olfers, drängte die anmutige Doppelbegabung für Malerei und Dichtung zu ſolcher beſcheidenen, in ihrer Art aber durchaus eigenartigen Betätigung.

Man braucht nicht viel nach Herrn v. Olfers, der gewiß seine Verdienste hatte, zu fragen, will man sich das geſellig literariſche Treiben in dieſem gelben Saal vergegenwärtigen. Letzten Endes mußte auch dies Kunſtbeamtentum ſich ſeine geſellſchaftliche Anmut erheiraten. Der anpaſſungsfähige Varnhagen, der kokette Laſſalle mochten auf ſich ſelbſt beruhen: Frage nach ſeeliſch anregender Geſelligkeit iſt gemeinhin Frage nach der Frau. Wieder denke ich an dich, Rahel Levin . . .

Auch Hedwig v. Olfers war im Zeichen eines guten, geſelligen Sterns geboren worden. Darum war das, was man den Olferſchen Salon nannte, auch nicht an das Haus in der Cantianſtraße gebunden. Das mußte aufgegeben werden, als Herr v. Olfers ſtarb. Aber die Getreuen, zu denen Herman Grimm und Julius Rodenberg und Ernſt v. Wildenbruch und Treitſchke gehörten, folgten der Hausfrau in das Witwenverließ in der Margarethenſtraße. Es ging auch ohne „gelben Saal". Auch bei Olfers wurde vorgeleſen; auch hier geſchah es, daß ſich die Tochter des Hauſes an das Klavier ſetzte; es wurden ſogar von ihr verfaßte dramatiſche Gelegenheitsdichtungen aufgeführt. Aber — man ſoll dieſe Dinge nicht überſchätzen. Sie ſind ſchließlich nur wie der Blumenregen in der ſpiritiſtiſchen Séance freundliche Zutat: auf die geiſtgebundene Atmoſphäre kommt es an.

Und die war hier vorhanden und ging von der Frau des Hauſes, von Hedwig v. Olfers aus. Ihr ſtand die Tochter, Marie v. Olfers, gleichgeſtimmt und in gleicher Weiſe Stimmung bringend, zur Seite.

Hedwig von Olfers war die Tochter jenes Friedrich Auguſt von Staegemann, der eigene Töne in die Dichtung der Freiheitskriege hineingetragen und ſeiner Häuslichkeit geſelligen Reiz zu geben verſtanden hatte. Künſtleriſche Veranlagung war ihr alſo väterliches Erbteil, — es ſpricht vielleicht für die Bedeutung dieſer Frau, daß ſie ihr Talent nicht in der üblichen ſchöngeiſtigen Art verausgabte. Die Zinſen blieben in ihr beim Kapital. So darf Ernſt von Wildenbruch die „Genialität ihres Seins" rühmen. Auch meint er: „Es war ein Geheimnis in dieſer Frau; ſie wurde an jedem Tage neugeboren."

Man erzählt von dem Liebenden, der von der Geliebten ging, um ſie immer von neuem in jungfräulicher Verſchloſſenheit zu finden. Bei Auserwählten wird das Märchen ſeeliſch zur Wahrheit.

Wieder lieſt man bei Wildenbruch von dieſer Frau: „Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte urſprünglicher Weisheit überraſchte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebenſo oft zu Ausbrüchen heiterſten Lachens veranlaßte." Auch das weiſt auf die Pfade ſeeliſcher Romantik, aber was einſt Volkslied war, iſt nun doch Gedicht in einem Damenalmanach geworden.

Und vollends! Wenn Wildenbruch fortfährt: „Ob ſie jemals die Titulaturen ihrer Gäſte gekannt hat, ich möcht's bezweifeln," — der ſpäte Betrachter dieſer Geſelligkeit ſagt ſich: Sie hatte es leicht, die Titulaturen ihrer Gäſte zu überhören, da es Vorausſetzung war,

daß alle ansehnliche Titel oder bekannt gewordene Namen führten.
Es geht dem Winter zu. Das Treibhaus überlebt den Garten.

Margarethenstraße 1

Die Geselligkeit war mit dem Beruf eine eigenartige, für das preußische Berlin charakteristische Verbindung eingegangen. Sie sollte in dem einen Fall, in dem Beruf die innere Berufung bedeutete, noch einmal zu beseeltem Leben erwachen. An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau" war ein Teil seiner Mitarbeiter, darunter die besten, in einer geistigen Gemeinschaft gebunden, die Freundschaft heißen durfte und für welche Weite, vielleicht auch Andacht des Empfindens Vorbedingung war.
Man hat Julius Rodenberg einen Dankbaren genannt, und er war es, wie nur ein Mensch es sein kann, in tiefster Seele. Den Träumen seiner durchaus nicht unpolitisch gerichteten Jugend hatte die Zeit des aufblühenden Kaiserreichs Erfüllung über das Maß des für möglich Erachteten hinaus gebracht. Er lebte das alles mit der ihm eigenen Andacht des Empfindens und schob darüber persönliche Enttäuschungen beherzt beiseite. So sehr erschien er der in sich Gefriedigte zu sein, daß auch unter den Näherstehenden nur wenige von dem doch starken Temperament in ihm wußten.
Das gesellige Temperament des Kreises lebte (und lebt) in Frau Justine. Sie hat aus der südlichen Heimat

und dem lieben alten Trieſt nicht nur die uns eigenartig anmutenden italieniſchen Gerichte, ſie hat auch das beweglichere Blut herübergebracht. Ein Flämmchen zittert über ihrem Weſen, das jeden Augenblick zu freudiger Dankes-, aber auch zu trotziger Zornesflamme aufzuflackern vermag. In jugendlichen Tagen Erzieherin des von Mütterchen doch einigermaßen verzärtelten jungen Mannes, war ſie dem Gatten hingebende, ſich nur in ihm auslebende Gefährtin geworden. Dazu eine kluge Strategin wohlvorbereiteter Geſelligkeit.

Das Zimmer in ſeiner gelben Tapete, über der ein ſeltſamer Falbel aus blauem Stoff unter der Decke hinläuft, iſt nicht überaus geräumig, es wird durch den Hain von Blattpflanzen, der an das Fenſter gerückt iſt, kleiner. Über dem Sofa zwiſchen alten Familienbildern eine von Gottfried Keller gemalte, der Hausfrau zugeeignete Landſchaft. Gegenüber der Flügel, und an der Wand die ausdrucksvollen, von Vilma Parlaghi gemalten Ölbilder des Ehepaars; — Andenken über Andenken ringsum.

So wird der Raum kleiner, und dem iſt gut ſo. Denn es ſind immer nur wenige, ſorglich auf Weſensverwandtſchaft hin gewählte Gäſte, die um das Sofa dieſer guten Stube hier zuſammenrücken.

Dieſe Wände haben noch den Klang von Joachims Geige aufgefangen, dem man bereits bei den Mendelsſohns lauſchte! Vielleicht waren Radecke und Max Bruch an einem dieſer Abende zugegen.

Faſt all die Träger der Namen, die die geiſtige Kultur

des Kaiserreichs bezeichnen – Eduard Lasker und Ludwig Bamberger, Scherer, Herman Grimm, Erich Schmidt, Brahm und Schlenther, Auerbach, Heyse, Wildenbruch, Franziska Elmenreich, Marie v. Ebner, Marie v. Bunsen, um nur die Nächststehenden aus den vielen zu nennen – haben um diesen gastlichen Tisch gesessen, und es war das Bewußtsein, an Deutschlands Kraft teilzuhaben, das dem Gespräch Gehalt gab. In diesem Kreise blieb auch in jeder Verneinung das Wesentliche die Bejahung. Es war das immer aufs neue sich auf die Lippen drängende Bekenntnis zu den Jugendidealen, das die schroffe Ablehnung einer naturalistischen Kunstrichtung in diesem Kreise wachrief.

Es war die Liebe zu einem größeren Deutschland, die hier der Kritik an einer engherzigen inneren Politik Worte lieh.

Und dann dröhnte der Schlag der Stunde auch durch dies Gemach.

Ich entsinne mich des Abends deutlich. Das Gespräch war auf die Angelegenheit in Zabern gekommen, wir hatten gespöttelt, Rodenberg aber flammte auf. Es kamen Worte harter Kritik an den Machthabern des neuen Deutschlands über seine Lippen, er geißelte mit einer an ihm fremden Leidenschaft die Haltlosigkeit des Machtgefüges . . . dann war es, als öffneten sich dem seinem eigenen Tode bereits Entgegensehenden die Augen in die Zukunft, und diese Zukunft war tot.

Es ist seltsam, und ich denke dem noch nach. Es war wie Sehertum in diesen Worten.

Und das war das Ende. Der Dankbare hatte das Urteil gesprochen.

* * *

Es ist das Ende. Von all dem inneren Leben, das die Geselligkeit der Stadt in diesem Zeitraum aufblühen ließ, ist nichts geblieben. Die Berliner Wohnung hat keine gute Stube mehr.

Aus erneuter Geistigkeit werden sich andere Bevölkerungsschichten die Grundlage einer kommenden Geselligkeit schaffen — sie haben kaum irgendwo anzuknüpfen, denn der Faden ist abgerissen — sie werden aber gesellig sein, soweit sie geistig sind.

Aus den Berichten der Zeitgenoſſen

Man lieſt in den Berichten der Zeitgenoſſen, und es iſt, als hörte man das Stimmengeräuſch wieder, als täten die Türen ſich auf. Noch einmal wird man in die Widerſprüche hineingezogen, die ein vergangener Tag weckte. Wo die einen verehren, ſpotten die andern. Zuerſt ſcheint es ſchwer, an dem Bilde feſtzuhalten, das man ſich ſelber ſchuf. Dann aber wird man es inne, daß neue Schatten, neue Lichter darauf fallen und es mit ihrem wechſelnden Spiel ſeltſam beleben. Gilt es auch nur die Geſelligkeit vergangener Tage in einer Stadt, die heute nicht mehr iſt, was ſie damals war: im Widerſpruch iſt auch hier das Leben.

Henriette Herz
Stahlstich von A. Treichel nach einem Gemälde von Graff

Bei Henriette Herz

Neue Friedrichstraße nahe der Königstraße

Aus: J. Fürst „Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen"

Henriette Herz war von einem so hohen Wuchse, daß ihre Gestalt ziemlich weit die durchschnittliche Größe ihrer Geschlechtsgenossinnen überragte. Unter den Frauen Berlins möchte ihrer Zeit nur die Königin Luise von Preußen sie in dieser Beziehung erreicht haben. Bis zum Eintritt des Alters gesellte sich zu diesem ausgezeichneten Wuchse eine höchst gefällige Fülle der Formen, welche scharf das Maß innehielt, erforderlich, um der ganzen Gestalt nicht den Eindruck des Schlanken zu rauben. Gewährte sie hiernach beim ersten Blick vorherrschend ein imposantes Bild, so daß es ihr in Berlin den Namen der tragischen Muse zuwege brachte, so bot bei einem näheren ihr Kopf das der zugleich reinsten und mildesten weiblichen Schönheit. Selten nur mag die Natur ein Profil erzeugt haben, welches sich in solchem Maße wie das ihre den schönsten aus der Zeit griechischer Kunst näherte. Namentlich war die fast lotrechte Linie, in welcher die Nase sich an die Stirn ansetzte, in dieser Beziehung klassisch, ein Vorzug, welcher noch an dem Kopfe der Greisin zu erkennen war, und

nicht minder staunenswert war die Reinheit des Ovals ihres Gesichts. Dem kleinen Munde, dessen perlengleiche Zahnreihen von zugleich feingezeichneten und vollen Lippen umsäumt wurden, war das anmutigste Lächeln eigen. Der Glanz der dunklen, im Bogen von feinen schwarzen Brauen umwölbten, in mildem Feuer leuchtenden Augen, wurde durch einen frischen, aber durchaus zarten Teint gehoben, und dieser wieder durch das reichste dunkle Haar. Was Laien an ihrem Äußeren tadelten, während Künstler auch darin eine wunderbare Übereinstimmung mit dem kanonischen Verhältnisse aus der klassischen Zeit griechischer Skulpturen sahen, war, daß der Kopf im Verhältnis zu dem übrigen Körper etwas klein erschien.

Ihre Sprachkenntnisse gaben Anlaß, sie zu den gelehrten Frauen zu zählen. Und in der Tat wußte sie von den alten Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein, von den neueren Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch und Schwedisch, und die letzteren, namentlich das Französische, Englische und Italienische, sprach sie mit Geläufigkeit. Aber die Sprachen, mit Ausnahme der hebräischen, welche sie erlernen mußte, weil ihr Religionsunterricht es erforderte, waren ihr nie etwas anderes als ein Mittel, auf dem geeignetsten Wege die Kenntnis der Literatur der betreffenden Völker zu erlangen, sowie bei ihrer Hinneigung zu einer höheren Geselligkeit und in ihrem Bestreben, aus ihrem Umgange den möglichst größten geistigen Nutzen zu ziehen, dazu, sich mit den vielen Ausländern, zu welchen sie

in Beziehung kam, in deren Mutterſprache unterhalten zu können.

*

Marcus Herz war mit allen damaligen Trägern der Intelligenz Berlins befreundet, und gern übertrugen dieſe ihre Freundſchaft auch auf die junge, ſchöne und empfängliche Frau. Daß die innigſten Beziehungen, in welche ſie zunächſt trat, die zu den Koryphäen der Belletriſtik und der geiſtvollen Freunde derſelben waren, iſt begreiflich. Wir finden in ihrem näheren Umgange die damals glanzvollſten Namen unter den erſteren, deren Glorie freilich eine ſpätere Literaturepoche um etwas verdunkelt hat. Ramler, Engel, Moritz gehörten in kurzem zu den Schriftſtellern, mit welchen ſie vielfach in und außer ihrem Hauſe verkehrte. Aber auch zu dem älteren Spalding, der trotz der vorgerückten Jahre den Bewegungen der ſchönen Literatur mit Teilnahme und jugendlicher Lebendigkeit folgte, zu Teller, welchem bis zu ſeinem Lebensende der Sinn für alles Schöne treu blieb, zu Zöllner, trotz ſeines geiſtlichen Standes ſehr gewandter Weltmann und angenehmer und belehrender Geſellſchafter, bildeten ſich bald freundſchaftliche Verhältniſſe, ein noch vertrauteres zu Dohm, etwas ſpäter ein gleiches zu dem jüngeren Spalding. Die Muſik war in ihrem Kreiſe durch den vielſeitig gebildeten Reichardt vertreten, die Skulptur durch Schadow. Auch der nirgends fehlende Nicolai huldigte trotz der ihm inwohnenden Proſa der Jugend und Schönheit, ja ſogar der damals faſt ſchwärmeriſchen Sentimentalität

der interessanten Frau. — Schon in den achtziger Jahren traten, kaum noch Jünglinge, die Brüder Humboldt in ihren Kreis, und ihre Beziehungen zu ihnen wurden bald sehr freundschaftliche, nicht lange nach ihnen Graf Christian Bernstorff, Gentz und der spätere preußische Minister Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, dessen Verhältnis zu ihr vielleicht mehr als das irgendeines ihrer anderen Freunde den Charakter der Liebe trug, und welcher, trotz seines hohen Standes und seiner hervorragenden Stellung in der Gesellschaft wie im Staatsdienste, nicht Anstand nahm, ihr nach dem Tode ihres Gatten seine Hand anzubieten, welche sie jedoch aus den achtungswertesten Motiven nicht annahm. Die neunziger Jahre führten ihr unter mehreren ausgezeichneten Männern v. Brinckmann, Feßler, Friedrich Schlegel, endlich Schleiermacher zu, welcher wohl derjenige ihrer Freunde war, an welchen das innigste und dauerndste Band sie knüpfte. Daneben blieb ihr von fremden Notabilitäten, welche Berlin in seinen Mauern sah, fast nichts fern, und für mehrere derselben ward ein kurzer Aufenthalt Anlaß zu lange fortgesetzter brieflicher Mitteilung.

*

Henriette Herz berichtet selbst:

Etwa um das Jahr 1785 bildete sich in Berlin eine Lesegesellschaft, an welcher die ausgezeichnetsten Männer Berlins von den verschiedensten Fächern und Altern teilnahmen. Ich will unter ihnen nur Engel, den stets alten und etwas pedantischen Ramler, Moritz, Teller,

Zöllner, Dohm, den Juriſten Klein und meinen Mann nennen. Auch die weiblichen Mitglieder ihrer Familien gehörten ihr an. Außerdem aber auch die beiden ſechzehn- bis achtzehnjährigen Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, damals ſchon von feiner Sitte, lebendig, geiſtreich, kurz durchaus liebenswürdig und von umfaſſendem Wiſſen. Sie waren zu jener Zeit ſchon in unſer Haus eingeführt, und ſo konnte es denn bei ihrem Intereſſe für alles Schöne, welchem ſich ſpäter wohl auch einiges für die Schönen unſerer Geſellſchaft beimiſchte, nicht fehlen, daß ſie dieſer angehörten.

Die Verſammlungen fanden ſtets bei dem Kaſtellan des Königlichen Schloſſes, Hofrat Bauer, ſtatt, deſſen Frau ihrer Zeit den Anſpruch machte, ein Beleſprit zu ſein, und zwar im Winter im Schloſſe, im Sommer im Garten, welchen Bauer vor dem Königstor beſaß. Geleſen wurde jedesmal. Kleinere und größere Aufſätze, lyriſche und epiſche Dichtungen, Dramatiſches uſw. wechſelten ab, und ſowohl Männer als Frauen laſen vor. Aber im Winter tanzten wir Jüngeren nach dem frugalen Abendeſſen, und ich erinnere mich, daß Alexander von Humboldt mich an einem jener Abende das damals noch neue Menuett à la Reine lehrte, und im Sommer ſpielten wir allerlei geſellige Spiele im Freien, bei welchen ſich jedoch oft auch die Älteren beteiligten, ſchlugen Ball uſw. Dieſe Allotria wurden freilich ſtets nur zur großen Unzufriedenheit der Frau Bauer getrieben, welcher nie genug geleſen werden konnte.

Engel präſidierte gewiſſermaßen in dieſer Leſegeſellſchaft.

Er führte die Irrenden auf den richtigen Pfad, und zwar im Winter von einem Platze hinter dem Ofen aus, welchen er stets einnahm, wenn er nicht las.
Ich erinnere mich noch, daß, als eines Abends Frau Bauer das Wort Kritiker in einem Aufsatze, in welchem dasselbe wiederholt vorkam, stets Kritiker aussprach, Engel nicht müde wurde, den Fehler zu korrigieren. „Kritiker!", erscholl es immer von neuem von hinter dem Ofen hervor, und wie die Folge bewies, immer vergebens. Die Sache war allerdings geeignet, den Anwesenden ein Lächeln abzunötigen, aber deshalb erschien uns die Frau noch nicht lächerlich, und Engel und alle die Notabilitäten unseres Kreises erschienen sich nicht so, in ihren literarischen Unterhaltungen eine solche Frau zur Genossin zu haben.

Aus: Fanny Lewald „Meine Lebensgeschichte"

Die Hofrätin Herz war die Tochter eines jüdischen Arztes, eines Doktor Lemos, und siebzehnhundertvierundsechzig in Berlin geboren. Fast noch ein Kind, kaum fünfzehnjährig, hatte man sie einem bedeutend älteren Manne, dem Doktor Markus Herz, verheiratet, der ein berühmter Arzt, und als solcher ebenso, als um seines Geistes und seiner hervorragenden Bildung willen, weitgeachtet und gesucht war. Als Gattin dieses Mannes, von dessen Originalität und von dessen oft sehr drastischen Kuren ich in meiner väterlichen Familie noch manche auf eigenes Erinnern gegründete Erzählungen vernommen,

Kupferstich von H. Lips 1800

Ich hatte dabei Gelegenheit, sie zu betrachten und, so alt und verfallen ihre Züge waren, die vollendete Regelmäßigkeit ihres Kopfes zu bemerken. Die große freie Stirne, die vorspringende Braue und der edle Schnitt der Nase waren noch unverkennbar, obschon der Mund tief eingesunken war und das Kinn dadurch hervortrat, auch die Augen sahen noch klug und freundlich in die Welt, und vor allem war die Stimme noch sehr angenehm, die ganze Art und Weise ihres Behabens wohltuend.

Da man ihr gesagt hatte, daß ich eine Königsbergerin sei, sprach sie davon, daß sie früher viel liebe Freunde in Ostpreußen gehabt und in Tagen, welche vor meiner Geburt gelegen, dort mit vielen Personen in nahen Beziehungen gestanden habe. Sie fragte mich nach einem und dem andern unter den Lebenden, erhob sich dann plötzlich mit der Langsamkeit, welche ihr körperlicher Zustand ihr auferlegte, aus ihrem Lehnstuhl, und ich wurde dabei von ihrer Größe überrascht, die, trotz ihrer Gebeugtheit durch die Jahre, mir, nachdem ich sie zuerst sitzend erblickt hatte, fast unnatürlich erschien. Schon ihre Erzählungen von Zeiten, die für mich einer sehr fernen Vergangenheit angehörten, und von denen sie mit einem Ausdruck naher Gegenwärtigkeit sprach, hatten für mich etwas Mythisches gehabt; nun aber die große, magere Gestalt in dem weißen Gewande im Dämmerlicht vor meinen Augen langsam hoch und immer höher emporstieg, hatte die Erscheinung geradezu etwas Gespenstiges, und ich hätte mich kaum gewundert, wenn

ſie ſich allmählich in Nebel gehüllt und aufgelöſt, und ſich ſo meinen Blicken entzogen hätte. Es war ein Eindruck, der mir für immer unvergeßlich geblieben iſt.

Später, als ich ihr näher bekannt wurde und ſie öfter beſuchen durfte, bemerkte ich, daß ihr Oberkörper im Verhältnis zu ihrer Geſtalt eigentlich zu klein war, ſo daß ſie ſitzend nur die gewöhnliche Frauengröße zu haben ſchien, während ſie in der Zeit ihrer vollen Kraft über die Höhe unſeres Geſchlechts hervorgeragt haben und eine wahrhaft majeſtätiſche Frau geweſen ſein ſoll.

Sie wohnte, als ich ſie kennenlernte, in der Markgrafenſtraße in dem erſten Stockwerk eines alten und ziemlich verfallenen Hauſes. Über eine finſtere Treppe und einen ebenſo finſteren Flur trat man durch eine kleine, kaum möbliert zu nennende einfenſtrige Stube in das zweifenſtrige Wohnzimmer ein, das mit der höchſten Einfachheit eingerichtet war. Keines von den modernen Möbeln, die wir jetzt beinahe zu den Unentbehrlichkeiten rechnen, keine Fauteuils, keine Cauſeuſen, kein großer Spiegel, keine Nippesſachen waren darin zu ſehen. Ein mattfarbiges Papier bedeckte die Wände, ein dunkler, großer Teppich den Fußboden. Es waren ein Sofa und Stühle da, auf denen man ſitzen konnte, ein runder Tiſch, um den man ſaß, es hing auch ein alter Spiegel über der Kommode, es fehlten eben keine Möbel von denen, welche dem notwendigen Bedürfnis entſprachen, aber über dieſes hinaus war nichts vorhanden, und doch vermißte man nichts, ſondern man

fühlte ſich behaglich, ſobald man eintrat, ja, man kam ſich altgewohnt in dieſem Raume vor, weil man in demſelben nichts zu beſehen und zu betrachten, ſich über gar nichts zu verwundern hatte. Selbſt die Büſte ihres Freundes Schleiermacher, welche auf dem Sekretär ſtand, und die Porträts, welche hie und da an den Wänden hingen, fielen nicht als etwas Fremdes auf. Man hatte ſie oft geſehen, dieſe Bilder der beiden Humboldts und ihrer großen Zeitgenoſſen; aber man blickte ſie in den Zimmern dieſer Frau doch mit ganz anderen Augen an als ſonſt, denn dieſe Frau hatte jene Männer in den Tagen ihrer Jugend gekannt, und ihr waren die Menſchen Lebensgenoſſen und nahe Freunde geweſen, in welchen wir aus der Ferne die großen Männer unſeres Volkes verehrten.

*

In den Zimmern der Hofrätin Herz befand ſich, ſoviel ich mich erinnere, nur ein einziges Bild, das den Anſpruch machen konnte, ein Kunſtwerk zu heißen. Es war das Porträt der Hofrätin ſelbſt, welches ſie als dreizehnjähriges Mädchen darſtellte, und zwar, wie die Sitte des achtzehnten Jahrhunderts es mit ſich brachte, in einem antiken, irgendeiner Göttin oder Muſe entlehnten Koſtüm. Das Porträt war von der Malerin Therbuſch, der Freundin Leſſings gemalt, und ſo außerordentlich ſchön, daß man es nicht für wahr gehalten haben würde, wäre das Bild, welches der bekannte, vortreffliche Porträtmaler Graff zu Anfang dieſes Jahrhundert von ihr gemacht, nicht noch viel vollendeter in

ſeiner regelmäßigen Schönheit und ſtrahlender in dem Ausdruck von Hoheit und Güte geweſen.

Obſchon nun niemand beſſer als die Hofrätin Herz in edle, kunſtgeſchmückte Räume hineingepaßt haben würde, ſo hob doch in ihrem Falle grade die ſchmuckloſe Einfachheit ihres Zimmers ihr eigenes Bild und die vornehme Würde ihrer Perſon, wie ein beſcheidener Hintergrund, nur mächtiger hervor. Wenn man ſie in der einfachſten Kleidung, von ſchlichteſtem Hausrat umgeben, in ihrem engen Zimmer ſah, und ſich erinnerte, daß die Schönheit dieſer Frau einen europäiſchen Ruf gehabt, daß ſeit ſechzig Jahren kaum ein bedeutender Mann gelebt, den ſie nicht gekannt, und der ſie nicht verehrt, daß Mendelsſohn und Mirabeau, daß Schiller und Goethe, Jean Paul, die Schlegel, Fichte, die Humboldts, Schleiermacher und Börne, daß die erſten Künſtler und Künſtlerinnen aller Länder, daß die Gebildeten unter den Fürſten und Herrſchern unſerer Zeit der Schönheit und dem Geiſte dieſer Frau gehuldigt hatten, ſo gewann die eingehende Freundlichkeit, welche ſie dem Geringſten angedeihen ließ, etwas Bezauberndes und Rührendes zugleich.

Selbſt als ich ſie ſchon länger kannte und die Gewohnheit das Überraſchende des erſten Eindrucks ausgeglichen hatte, überkam mich in ihrer Nähe ſtets jene Empfindung nachdenkender Feier, von welcher man ſich in den Ruinen großer Bauten aus vergangenen Zeiten ergriffen fühlt. Unwillkürlich ſah man den Zug der Geiſter an ſich vorüberziehen, welche ſich dieſer Frau einſt mit

Neigung und Anteil zugewendet, unwillkürlich meinte man auf dem Antlitz der Greisin den Widerschein vergangener Tage erblicken zu können. „Ich habe alle Menschen gekannt!“ sagte sie einmal scherzend, als ich mich wunderte, wie genau sie sich einer nicht eben bedeutenden Person aus meiner Vaterstadt erinnerte, und ich möchte ihrem Worte hinzusetzen: alle Welt hat sie gekannt! Denn wie sie die Freundin unserer geistigen Heroen gewesen, so war sie für die nachfolgenden Geschlechter zu einem geistigen Wahrzeichen von Berlin geworden, und wer sie gesehen und gekannt hat, bewahrt noch heute ihr Andenken sicherlich mit Liebe.

Es war ein Vergnügen, sie sprechen und ein Genuß, sie erzählen zu hören. Alle ihre anmutigen und würdigen Eigenschaften kamen dabei gleichmäßig zur Geltung. Sie suchte niemals die Aufmerksamkeit auf sich, oder die Unterhaltung an sich zu ziehen; aber sie war mitteilsam, und das Sprechen machte ihr Freude, wie die Übung einer Kunst, in welcher sie Meister war. Alles was sie sagte, zeugte von einem wohlgeordneten Verstande, nichts kam zur Unzeit, nichts ungeregelt und wüst hingeworfen zum Vorschein, und doch machte nie etwas den Eindruck der Berechnung oder der Absichtlichkeit; denn sie war so vollkommen harmonisch ausgebildet, daß sie sich nur natürlich gehen zu lassen brauchte, um eine edle und wohltuende Wirkung auf jeden Menschen hervorzubringen, der Sinn für das Edle und Schöne hatte.

Jenen liebevollen Sinn, welcher jedes Streben ehrt,

jeder Begabung entgegenkommt, hatte die Hofrätin Herz ſich noch in ihrem ſpäten Alter erhalten, und er kam auch mir zugute. Formenſicher, wie ſie war, wußte ſie mich den verſchiedenen Perſonen, die ich bei ihr traf, in einer Weiſe vorzuſtellen, welche dieſe zu ähnlicher Rückſicht für mich aufforderte; und dieſe gleiche, fördernde Güte hatte ich auch in Frau Sara Levy angetroffen, welcher ich noch früher als der Hofrätin Herz vorgeſtellt worden war, und welche die Eigenſchaft, eines der Wahrzeichen von Berlin zu ſein, in gewiſſem Sinne ebenſo wie die Hofrätin Herz für ſich in Anſpruch nehmen konnte. Sie war noch um ein Jahr älter als dieſe Letztere und von Geburt Jüdin wie ſie; aber während die Hofrätin in der Mitte ihres Lebens zum Chriſtentum übergetreten, war Frau Levy dem moſaiſchen Glauben treu geblieben, und hatte ſich eine Miſſion daraus gemacht, die Vertreterin desſelben zu ſein, wo man ſich gegen ihn erhob, und dabei jeden Fortſchritt zur geiſtigen Bildung bei ſeinen Bekennern in der liberalſten Weiſe zu unterſtützen. Ebenſo reich, als die Hofrätin unbemittelt, ebenſo unſchön, als dieſe ſchön geweſen, waren die Frauen von früher Jugend auf Freundinnen geweſen, und einander an Güte des Herzens und an Wohltätigkeit völlig gleich; nur daß bei der Hofrätin Herz alles, was ſie tat, ein Gepräge hoher weiblicher Anmut an ſich trug, während in Frau Levy überall ein gewiſſes männliches Weſen unſchön hervortrat. Sie war eine Tochter des zu Friedrichs des Großen Zeiten vielgenannten und ſehr reichen Kauf-

manns Itzig, der seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung geben lassen, und dessen schöne Töchter, die Baroninnen von Arnstein und von Eskeles zur Zeit des Kongresses in Wien eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft gespielt hatten. Von den äußern Vorzügen dieser beiden Schwestern hatte aber, wie gesagt, Frau Levy gar nichts an sich. Sie war nur mittlerer Größe und mager, trug sich aber trotz ihrer sechsundsiebzig Jahre straff und aufrecht, und ging, obschon sie auffallend schielte und ihr Auge kurzsichtig war, mit einer für ihre Jahre doppelt ungewöhnlichen Energie und Kraft umher. Ihre Stimme war sehr tief, ihre Redeweise kurz und gebieterisch, wenn sie sich nicht eben in eine längere Unterhaltung einließ, und es klang daher oft komisch, wenn sie freundliche und zuvorkommende Dinge im Tone des Befehlens aussprach. Als ich sie einmal gegen meinen Bruder mit warmer Verehrung rühmte, meinte er: „Ich weiß das alles und verehre die Frau so sehr als du, mir ist sie aber zu kriegerisch!"

Der Ausdruck brachte uns damals alle zum Lachen und doch lag etwas Richtiges darin, nur nicht das völlig Richtige. Nicht kriegerisch war sie, aber eine tapfere Frau, und diese Tapferkeit hatte sich grade damals — wenn auch nach meinem Sinne nicht an der rechten Stelle, wieder einmal bewährt. Frau Levy besaß und bewohnte das große Gebäude, welches sich hinter dem Packhof, fast von der Spree bis zu dem jetzigen neuen Museum hinzieht, und das in diesem Augenblicke noch erhalten

ist. Sie hatte das Haus seit ein paar Menschenaltern inne, hatte es, wie sie mir einmal sagte, bezogen, als es noch ringsum im Felde gelegen, und es war mit dem großen, wohlgehaltenen und liebevoll gepflegten, von den prächtigsten Bäumen beschatteten Garten ein doppelt schöner Besitz, da solche weite Räumlichkeiten und so große Gärten in der volkreichen Residenz allmählich zu den Seltenheiten zu gehören begannen. Als nun Friedrich Wilhelm IV. den Bau des neuen Museums unternahm, hatte man, um dasselbe in der beabsichtigten Weise auszuführen, nicht nur ein Stück des Levyschen Gartens nötig, sondern auch ein Flügel des Hauses, und zwar eben der, welchen die Eigentümerin selbst bewohnte, hätte niedergerissen werden müssen. Man hatte ihr deshalb die darauf hinzielenden Kaufanträge unter den günstigsten Bedingungen zugehen lassen. Indes Frau Levy besaß nicht jenen Gemeinsinn, welcher auf sein eigenes Behagen um des allgemeinen Besten willen ohne weiteres verzichtet; und während sie sich, wenn schon mit Überwindung, dazu entschloß, ein Stück des Gartens abzutreten, so verweigerte sie es fest, ihre Wohnung aufzugeben. „Nach meinem Tode", sagte sie, „können sie das ganze Grundstück haben, und ich will Sorge dafür tragen, daß sie es billig bekommen; solange ich aber lebe, bleibt mein Eigentum mein. Und da der König gern seinem Ahnen Friedrich dem Großen nachlebt, so will ich der Müller von Sanssouci sein, der ihm Gelegenheit gibt, aufs neue ein Eigentum zu respektieren." — Die Baumeister reklamierten nach rechts

und nach links, auch der König wollte den Bau nach seinem Sinne gefördert wissen, achtete jedoch, selber originell und willkürlich, die fremde Willkür und Originalität, wenn es sich eben so fügte. Er fand sich also von dem starren Festhalten der Greisin belästigt, und endlich erhielt, wie man mir erzählte, Alexander von Humboldt das Amt, hier vermittelnd einzuschreiten. Aber er war selbst ein Greis, er wußte, was die gewohnten Räume dem Alter sind, und es kam also jenes Übereinkommen zustande, infolgedessen Frau Levy ihr Haus unangetastet bewahrte, und nur jenen kleinen Teil ihres Gartens für den Bau abtrat, wodurch man sich denn genötigt sah, den einen Flügel des Museums schief zu legen.

*

Ungemein unterrichtet und voll von großen, ernsten Interessen, hatte Frau Levy, ebenso wie die Hofrätin Herz, fast alle bedeutenden Menschen ihrer Zeit gekannt, aber sie war über die Vergangenheit weniger mitteilsam als jene, und überhaupt, wie es mir scheinen wollte, mehr auf das Abstrakte als auf das Persönliche gestellt. Es geschah wohl einmal, daß sie erzählte, Achim von Arnim und Bettina Brentano hätten sich bei ihr im Garten verlobt, während der Friseur sie selbst frisiert habe; und Bettina sei dann zu ihr in das Zimmer hinauf gekommen und habe sich mit den Worten auf den Fenstertritt gelegt: „Hör' Er, Friseur! bau Er der Madame Levy nur heute 'was Ordentliches auf, denn ich hab' unten eben mit dem Arnim Verspruch gehalten!"

Alexander von Humboldt
Radierung von Denoyers 1805

Indes dergleichen Mitteilungen kamen verhältnismäßig doch nur selten vor. Dafür aber stand sie weit lebhafter als die Hofrätin in den Interessen der Gegenwart, und während die Erstere teils aus christlich-religiösen Empfindungen, die bei ihr entscheidend vorherrschend geworden waren, teils aus Liebe für das Königshaus von Preußen, der beginnenden revolutionären Bewegung der Geister nur mit einer Art von Scheu zu folgen vermochte, war der frische kräftige Geist von Madame Levy immer mutig angeregt und völlig bei der Sache. Als ich ihr einmal von den Königsberger Zuständen erzählte und scherzend die Worte aus Scribes „Cameraderie" brauchte: „Wir Jungen sind alle à la Tête de la jeune phalange!" erwiderte sie lächelnd und den Kopf schüttelnd, mit ihrer tiefen Stimme: „Erlauben Sie! Wir Alten sind das auch!" In solchen Augenblicken war sie prächtig!

*

Das Originellste waren die Mittagbrote, bei denen man sich, wenn man wie ich und andre von ihr eingeladene Personen nur dreißig Jahre zählte, immer wie ein Kind erschien, denn die Mehrheit der Gäste waren Greise. Ich vergesse den ersten Eindruck dieser Mischgesellschaft nicht. Frau Levy zählte damals siebenundsiebzig, die Hofrätin ihr zur Seite sechsundsiebzig Jahre. Ein kleines Fräulein Chodoviecki, das immer einen uraltmodischen weißen Atlashut auf hatte und auf einem Stuhlkissen saß, mochte noch weit älter sein; der bekannte Kriminaldirektor Hitzig, ein Neffe von Frau

Levy; die einst so schöne und jetzt noch als Greisin unter uns lebende Marianne Saaling und eine alte Sängerin, die ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Singakademie gefeiert hatte, bildeten den Stamm des Zirkels. Es war mir mitunter, als fände ich mich an König Artus' Tafelrunde versetzt, wenn ich diese alten, verwitterten Gesichter ansah, die alle in ihrem Verfalle schweigend von der Vergänglichkeit des Menschen predigten. Sie hatten einst alle „à la tête de la jeune phalange" an der Spitze der Bewegung gestanden. Diese hinfälligen Frauen waren es gewesen, deren Geist und Bildung die Schranken des Kastengeistes durchbrochen, die aus eigener Machtvollkommenheit in Berlin die Gewalt der Vorurteile besiegt; diese Greisinnen und ihre Gesinnungsgenossen, diese Jüdinnen waren es gewesen, welche, aus dem Pariatume ihres Volkes sich erhebend, die Bildung als den höchsten gültigen Adel zu vertreten und so eine Befreiung und eine Kultur der Geister in ihrer Vaterstadt herbeizuführen gewußt hatten, welche der geringere Sinn ihrer Nachkommen nicht zu behaupten verstanden hat. Das war es, was mich zu diesen Frauen hinzog, was mich ihnen in liebender Verehrung nahen machte; das ist es, was die Nachwelt in ihnen zu verehren hat — und vielleicht war es die Einsicht, daß ich Verständnis für die Bedeutung hatte, daß ein Zug ihres selbständigen und das wahrhaft Menschliche wollenden Geistes auch in mir lebendig war, was mir ihre Teilnahme und ihre Beachtung gewann.

Wie die Lebensläufe und Glücksgüter der einzelnen auch verschieden gewesen waren, eins besaßen sie alle in gleichem Grade, so Männer als Frauen, jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind, jene höhere Menschenliebe, welche es erfahren hat, was man einander durch behutsame Rücksicht und eingehenden Anteil da zu leisten fähig ist, wo sonst keine Hilfe nötig oder möglich ist. Sie waren menschliche Menschen, treue Freunde, freundliche Lebensgenossen und bewegliche Geister und Gemüter. Darum fühlten selbst die Jüngsten sich wohl in ihrer Nähe, und es leben noch viele neben mir, die sich erinnern werden, wie vor zwanzig Jahren die übermütige Lust der Lebensfülle uns oftmals bei diesen Mittagbroten überkam, daß wir im Hinblick auf alle die Greise und Matronen unseres eignen Lebens gar kein Ende absehen zu können meinten, und uns in Witzen und Scherzen ergingen über die vorsintflutlichen Speisen und Gerichte, wie über die läßliche Art und Weise, in welcher die Dienerschaft ihr Amt versah.

Bei Rahel Levin

Jägerſtraße, der Seehandlung gegenüber

(1801) „Aus den Papieren des Grafen S***"

„Wo wollen Sie mich hinführen?" — „Zu Madame Levin, Rahel Levin." — „Iſt es dieſelbe, der ich Grüße von Frau von Vandeul auszurichten habe?" — „Dieſelbe. Ich habe ihr ſchon geſagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute ſo gut geſchehen wie ein andermal."

Frau von Vandeul hatte mir von ihrer Freundin nur im allgemeinen geſprochen. Auch konnte eine Franzöſin von einer Deutſchen nicht wohl das Eigentümlichſte auffaſſen und ſagen, ſelbſt wenn die Franzöſin, wie Frau von Vandeul, eine Tochter Diderots war! Ich fragte daher, wer und wie dieſe Perſon eigentlich ſei?

„Sie iſt", erwiderte Brinckmann, „ein ſelbſtändiges Mädchen von außerordentlichem Geiſt, klug wie die Sonne, und dabei herzensgut; durchaus eigentümlich; alles verſteht, alles empfindet ſie; und was ſie ſagt, iſt in amüſanter Paradoxie oft ſo treffend wahr und tief, daß man es ſich noch nach Jahren wiederholt und darüber nachdenken und erſtaunen muß. Die geiſtreichſte und vornehmſte Geſellſchaft verſammelt ſich bei

ihr, aber ganz ohne Prunk und Oſtentation, ja ich möchte ſagen, ohne Unterſchied und Auswahl, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußern Anläſſe und der inneren Konvenienz. Sie iſt wohlhabend, lebt ſehr unabhängig bei ihrer Mutter, die für reich gilt; ſie macht keinen Aufwand, die Bewirtung iſt es nicht, um deretwillen man hingeht, alles äußere iſt höchſt einfach, aber um ſo behaglicher, und in dieſer Art doch wieder reichlich und auserleſen."

Wir hatten in die Jägerſtraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten ſtanden wir vor dem Hauſe. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anſtoßendes Eckzimmer geführt, und Brinckmann ſtellte mich der Dame des Hauſes, und bald auch einigen andern Perſonen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiſelle Levin war weder groß noch ſchön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überſtandenem Leiden — ſie war in der Tat noch nicht lange von einer Krankheit geneſen — gab dieſem Ausdruck etwas Tiefrührendes; doch ließ ihr reiner und friſcher Teint, zuſammenſtimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die geſunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen Weſen vorherrſchte. Aus dieſen Augen fiel ein Blick auf mich, ein Blick, der bis in mein Innerſtes drang, und dem ich kein ſchlechtes Gewiſſen hätte bieten mögen. Aber ich ſchien ihr dabei kaum ein Gegenſtand näheren Intereſſes; es war dieſer Blick nur wie eine vorüberſtreifende Frage, die gar nicht ausführliche, ſondern nur ungefähre Antwort

wollte, und mit der raſch ergriffenen ganz befriedigt ſchien.

Ich brachte meine Begrüßungen an, und bei dem Namen Vandeul erheiterte ſich das ganze Geſicht. Ich mußte in der Eile herſagen, was ich alles wußte. Dlle. Levin ſchien außerordentlich von der guten Frau eingenommen und ſagte mit wenigen Worten ſo viel Gutes und Bezeichnendes von ihr, daß ich ſelber anfing, ſie unter ganz neuem Geſichtspunkte zu ſehen, und ſonderbar genug ſie erſt jetzt recht kennen lernte, da ich hundertfünfzig Meilen von ihr entfernt war. Ich beklagte mich gegen Dlle. Levin, daß ich ſie ſelber, da ſie ja auch vor nicht langer Zeit in Paris geweſen, nicht ſchon dort geſehen habe, welches doch leicht wäre möglich geweſen, ſowohl bei Frau von Vandeul, als auch bei Frau von Humboldt, wo ich ebenfalls zuweilen hingekommen. Sie meinte, wir wollten das jetzige verſpätete Begegnen um ſo beſſer pflegen, und ihre Worte waren ſo gütig, daß ich mich gleich aller Verlegenheit enthoben fühlte und ihr lebhaft ausdrückte, wie ich kühn genug wäre, zwiſchen ihr und mir viel Übereinſtimmendes vorauszuſetzen.

Sie ſprach darauf einiges mit Brinckmann, wobei ich nicht zuhörte, ſondern mir unterdes die andern Perſonen näher anſah.

Neben der Wirtin auf dem Sofa ſaß eine Dame von großer Schönheit, eine Gräfin Einſiedel, wie ich nachher hörte. Sie ſchwieg, und ſchien wenig Anteil an dem zu nehmen, was ihr ein Herr vorſagte, den man Abbé

nannte, und dessen Gesicht und Stimme mir gleich den anmaßlichen Pedanten zu erkennen gaben. Rückwärts abgewendet sprach Friedrich Schlegel mit dem Bruder von Rahel, dessen Dichternamen Ludwig Robert späterhin auch sein bürgerlicher wurde. Beide Herren waren mir schon bekannt; Schlegel hatte ich mit seinem Freund und Lobredner Schleiermacher am Tage vorher bei Mad. Veit gesehen; daß er seinen Roman Lucinde auch „Bekenntnisse eines Ungeschickten" benannt, war mir gleich ganz charakteristisch für ihn, denn ungeschickt im höchsten Grade erschien er mir selbst und sein Roman. Mit Ludwig Robert aber hatte ich Bekanntschaft bei Mad. Fleck gemacht, einer schönen und ungemein reizenden Frau, die den Dichter nicht wenig bezaubert zu haben schien; er war sehr erfreut über einige neue Chansons und kleine Theaterstücke, die ich von Paris mitgebracht hatte, und er hoffte einige der letzteren für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

Schlegel und Robert machten sich lustig über den Abbé, wie ihre Mienen deutlich zeigten, und suchten durch verständigende Winke auch mich in den Scherz hineinzuziehen. Eben hatte aber die Wirtin ihre Augen dorthin gewandt und drückte mit ernstem Blick ihre Mißbilligung aus, als die Tür aufging und eine rasche allerliebste Dame hereinstürmte, die mit heiterem Lachen auf Olle. Levin zudrang und neben ihr auf einen Lehnstuhl sich mehr hinfallen ließ als setzte. Alle begrüßten sie mit Jubel.

„Aber was ist das?" hob Olle. Levin an, „ist denn nicht heute Maria Stuart? und ich denke, Sie sind" . . .

„Ja denken Sie nur!“ verſetzte die reizende muntre Frau, „Mortimer iſt krank, und da ſchiebt Iffland geſchwind ein andres Stück vor, worin ich nichts zu tun habe; ich mache mir das zunutz und komme zu Ihnen, und wenn Sie mich wollen, bleib' ich den ganzen Abend.“

„Prächtig!“ rief Olle. Levin, „und wie treffen Sie es! Gleich zwei Ihrer Anbeter finden Sie hier, Schlegel und meinen Bruder“ . . .

„Es iſt die Unzelmann!“ hatte mir Brinckmann ſchon zugeflüſtert.

Die Geſellſchaft aber war in Bewegung geraten, Brinckmann von ſeinem Platze verdrängt, und von demſelben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieſer ſeiner Verſtoßung geſellte ſich Brinckmann wieder zu mir, zog mich zum Fenſter, und wollte mir über die Zuletztgekommenen nähere Auskunft geben.

„Vor Gualtieri“, ſagte er, „nehmen Sie ſich in acht, er iſt ſtreitſüchtig und rechthaberiſch, und in ſeinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Weſen von ſeinem originellen Geiſte, von ſeinem eigentümlichen Verſtande, ich aber muß bekennen, daß ich ſie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu ſehen, als einen ungeſchulten Sophiſten, der ſich mit den Leuten alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz andrer Mann iſt der Major von Schack; man weiß, wie man mit ihm dran iſt und kann ſich auf ihn verlaſſen. Sehen Sie auch nur die prächtige Geſtalt, dieſes ruhige und entſchloſſene und dabei mokante

Aussehen! Er ist ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieser doppelten Bezeichnung sind in ihm vereint. Gelernt hat er nichts, er spricht nicht einmal richtig deutsch, doch, wer spricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichste Dosis Mutterwitz."

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er sich beklagte, die Unzelmann habe von Kunst doch keinen Begriff. „Ich bin", sagte er, „mit meinen Bemerkungen über ihre bedeutendsten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, sie hat mich gar nicht verstanden, hat mir die dümmsten Antworten gegeben, sie ist von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinste Rechenschaft abzulegen fähig." Dies letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeschnappt und antwortete sogleich: „Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß alles auf ihre Art, sie spielt's und bringt's euch leibhaftig vor Augen, und ihr selber bewundert sie darin; warum soll sie dasselbe nun auch auf eure Art geben? Von der himmlischen Frau zu fordern, daß sie — pfui! — räsonieren soll, wie ihr, ist gerade so, wie von euch zu verlangen, daß ihr spielen sollt, wie sie, — ei, das wäre nicht pfui, sondern schön!"

„Brav, brav, lieber Schack!" rief eine Stimme hinter ihm; es war Dlle. Levin, die aufgestanden und von unsrem lebhaft-heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: „Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine?

Nun, ich hatte nicht weit daran zu ſchleppen, denn meine Herren, was ich eben geſagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieſer klugen Kleinen gehört, und da wollt' ich gleich ſehen, wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen ſagen könnten!" Unter launigen Scherzworten ging das Geſpräch mit Schack weiter, wandte ſich aber von Schlegel und mir ab, und wir blieben beide am Fenſter allein.

*

Unterdes hatte ſich die Geſellſchaft um einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinckmann ſich gleich zu tun machte. Sie gehörten zum Hauſe; die eine nahm ſich des Teemachens an, der andern wurde ich vorgeſtellt, ſie war die Schwägerin der Olle. Levin, mit der ſie übrigens keine Geiſtesverwandtſchaft zeigte. Um ſo mehr fiel mir die liebevolle und ſorgſame Art auf, mit der dieſe ſie behandelte, in das Geſpräch zog und ihre unbedeutenden Äußerungen geltend machte. Brinckmann, der wieder zu mir getreten war, ſagte mir, das ſei kein Wunder, ſeine vortreffliche Freundin habe ſo vielen Geiſt, daß ſie deſſen von niemandem verlange und mit andern guten Eigenſchaften zufrieden ſei. Zudem aber hege ſie die ſtärkſte und zärtlichſte Zuneigung für ihre ganze Familie, darin ſei ſie die echte Orientalin, für die Mutter, die in der Tat eine äußerſt gute und würdige Frau ſei, für die Geſchwiſter; beſonders aber liebe ſie leidenſchaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieſer Schwägerin.

*

Das Gespräch wurde sehr lebhaft und wogte, zwischen den Personen wechselnd, über die mannigfachsten Gegenstände hin. Ich wäre nicht fähig, die raschen Wendungen und den verschiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben, und wage den Versuch nicht. Man sprach vom Theater, von Fleck, dessen Krankheit und wahrscheinlich nahen Tod man allgemein beklagte, von Righini, dessen Opern damals den größten Beifall hatten, von Gesellschaftssachen, von den Vorlesungen August Wilhelm Schlegels, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnsten Ideen, die schärfsten Gedanken, der sinnreichste Witz, die launigsten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anlässe aufgereiht. Denn die äußere Gestalt der Unterhaltung war, wie in jeder andern Gesellschaft, ohne Zwang und Absicht, alles knüpfte sich natürlich an das Interesse des Augenblicks, der Person, des Namens, deren gerade gedacht wurde. Vieles, was in Anspielungen bestand, und irgendeine Kenntnis voraussetzte, entging mir ganz, andres wenigstens teilweise. Doch wenn Friedrich Schlegel seine Meinung sagte, zwar mühsam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigentümlichsten Werkstätte geschmiedet, so fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, sondern ein schweres und kostbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Personen, die durch Rang und Weltstellung bedeutend waren, in pikanter Weise schilderte, wenn er kleine Bemerkungen geschickt einschob, so waren die Vertrautheit und Übersicht unverkennbar, mit denen er eine

unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens ſpielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Mad. Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinckmann erwieſen ſich als echte Geſellſchaftskinder. Alle waren auf natürliche Weiſe tätig und doch keiner aufdringlich, man ſchien ebenſogern zu hören als zu ſprechen. Am merkwürdigſten war Dlle. Levin ſelbſt. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte ſie um ſich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerſtehen. Und was ſagte ſie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterſcheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Äußerungen Witz, Tiefſinn, Gutdenken, Genie oder Sonderbarkeit und Grille war. Koloſſale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inſpirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren und das innerſte Herz trafen. Über Goethe ſprach ſie Worte der Bewunderung, die alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ich weiß nicht, wer es ſich erlaubte, einen in ziemlich ſchmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit ſchwiegen alle. Doch Dlle. Levin, die wieder auf dem Sofa Platz genommen, duldete die Pauſe nicht, in welcher die Unart ſich gleichſam fortſetzte, ſchnell überſah ſie das Terrain und löſte die eigene und fremde Verlegenheit, ſtrafte und beſeitigte die Ungebühr, indem ſie plötzlich, aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen faſſend und ihm das Wort zuwendend,

mit dem Ausruf: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ eine noch ſtärkere, aber ſchon dadurch unſchuldigere Derbheit einleitete, und dann unvergleichlich raſch und komiſch eine franzöſiſche Anekdote, ich glaube nach Chamfort, ſehr glücklich und ſchicklich erzählte, mit ſolcher Anmut und Gewalt, wie ich ähnliches nur noch einmal in meinem Leben, viele Jahre ſpäter von der Frankfurterin B. leiſten ſah! Alles fühlte ſich wie befreit und lachte aus vollem Herzen, niemand aber mit ſolchem Vergnügen und Abandon, wie mein ſtörriſcher Meyern, laut und heftig fing er immer aufs neue an, ſo daß er die andern auch immer wieder mit ſich fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er ſich die Worte: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernſt in ſeinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten ſich bereits entfernt, und ich hielt es für ſchicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinckmann wollte davon nichts hören, und verſicherte, daß es hier noch gar nicht ſpät ſei, im Gegenteil würden wohl noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei ſeiner angebeteten Freundinnen nach abgetanem andern Beſuche noch hier einſprächen.

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: „Guten Abend, Gentz!“ mir ſogleich als den berühmten Publiziſten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Selten habe ich ſoviel Schüchternheit mit ſoviel Dreiſtigkeit beiſammen geſehen, wie im Außern dieſes Mannes ver-

einigt war. Mit zaghafter Unsicherheit prüfte er gleichsam die Gesichter und die Plätze, und war nicht eher ruhig, bis er sie alle untersucht hatte. Ich als Fremder erschien ihm wohl unbedeutend, die andern erkannte er als Günstige, nur Friedrich Schlegel flößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den diesem fernsten Platz. Behaglich und sicher zwischen Mad. Unzelmann und seinem Beschützer Schack, knüpfte er mit beiden gleich ein Gespräch an, das bald aber für alle gemeinsam wurde. Er erzählte von seinem Mittage, er hatte bei dem Minister Grafen Haugwitz gegessen, dort Gesandte und Generale gesprochen, die neuesten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Mad. Unzelmann verbat aber alle Politik und verlangte nur solche Nachrichten, an denen auch sie teilnehmen könnte. „Ganz recht, mein Engel," erwiderte Gentz mit Lebhaftigkeit, „auch wir sprachen am wenigsten von Politik, sondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — ist Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die sich wieder einfindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Restaurateurs, — nicht wahr, das sind hübsche Gegenstände?"

*

Noch war alles gespannt und einzelne Funken sprühten noch, gleichsam verspätete Nachzügler des wallenden Feuerstroms, als eine neue Erscheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Gesellschaft erhob sich einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Alle.

Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesonderte
Gespräch begann. Er schien unruhig, verstört, ein schmer
licher Ernst verdüsterte sein schönes Gesicht, doch nic
so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durc
schimmern zu lassen, die bei seiner hohen herrliche
Gestalt und freien gebieterischen Haltung um so wir
samer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Auge
blick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Mensche
hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekenne
in solcher Person und in solcher Weltstellung durch da
Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gan
der der Mühe wert sei! Solche Heldenfigur gibt in d
Tat eine Vorstellung von höherem Geschlecht, Ver
und Geschick, und wirft in das, was uns bisher n
als Dichtung erschienen, ein lebendiges Zeugnis vo
Wirklichkeit.

Der Prinz nahm seinen Hut und schickte sich zum For
gehen an, wir alle taten desgleichen, und eben wollte
Brinckmann und ich als die letzten dem Prinzen folge
als auf der Treppe der Fürst Radziwill uns begegne
und unter freudigen Äußerungen den Prinzen wied
zu dem Salon zurückführte.

Brinckmann aber und ich, wir gingen unseres Wege
weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir de
Himmel ausgestirnt, die Luft milde, und es gefiel un
in der breiten Straße noch zu lustwandeln. Ohnehi
war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregun
und fühlte das Bedürfnis, manches auszusprechen un
vieles zu fragen, was mir aufgefallen und nicht kl

Friederike Unzelmann-Bethmann
Lithographie 1858

geworden war. Wer hätte mir hierbei beſſer dienen können als mein Begleiter, wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden geweſen!

Wir waren etwas auf dem Gendarmenmarkt umhergegangen, kehrten nun aber in die Jägerſtraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hauſe hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenſter geöffnet und Klaviertöne erklangen. Wir ſtanden ſtill und lauſchten; der Prinz phantaſierte mit genialer Fertigkeit, Alle. Levin und Fürſt Radziwill ſtanden mit dem Rücken gegen das Fenſter, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unſeren hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meiſt bizarr, immer von höchſter Meiſterſchaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit ſeinem Schwager nach Hauſe. Die Uhr war halb eins. Auch wir gingen nun, und Brinckmann brachte mich zu meinem Gaſthof, wo mir aber die empfangenen Bilder und Eindrücke noch lange den Schlaf verſagten.

Aus: Karoline Bauer „Aus meinem Bühnenleben"

Das Vorzimmer bei Varnhagens war nicht einladend, klein und düſter, und die Viſitenſtube, obgleich geräumig und hübſch möbliert, gefiel mir erſt recht nicht. Auch hier hatte ſich die in Berlin ſo beliebte, dunkelblaue Tapete eingebürgert, welche jedermann ſo blaß erſcheinen läßt. Die grau-weißen Gardinen ſchienen ſehnlichſt einer

Wäsche zu harren und gaben dem Zimmer ein schwermütiges Aussehen.

Frau von Varnhagen bewillkommte uns herzlich mit sanfter, angenehm klingender Stimme. Als wir Platz genommen hatten, hoffte ich, die gepriesene Frau recht aufmerksam betrachten zu können, doch ich vermochte es nicht unbemerkt zu tun, denn während des lebhaften Gesprächs spielte sie beständig mit einem Augenglas, und öfters führte sie es blitzschnell an die Augen, mich dadurch fixierend.

Rahel ist klein, ziemlich stark, von Taille keine Spur. Ein graues Kleid hing wie ein Sack um ihre Gestalt, nur von einer Gürtelschnur lose gehalten, deren Enden nachschleiften. Die dunkelbraunen Haare schienen nur so in aller Eile hinaufgewirbelt zu sein, von einem Kamm gehalten, der immer herabzustürzen drohte. Einige wilde kleine Locken schmückten ihre schöne Stirne, und freundlichblickende, tiefblaue Augen, von langen Wimpern beschattet, milderten die scharfen jüdischen Züge; die ganze Physiognomie atmete Wohlwollen und hohe Intelligenz. Ich entschuldigte auch bald die vernachlässigte Toilette, denn trotz der größten Lebendigkeit, der geistreichsten Reden sah Rahel doch momentan — wie ermüdet aus, und eine gewisse Wehmut umschleierte dann ihre Züge. Ganz eigentümliche Bemerkungen überraschten und fesselten mich. Lachen und Scherzen wechselten bei der seltenen Frau oft blitzschnell mit ernsten Betrachtungen und Rührung.

So behauptete Frau von Varnhagen, daß sie erst beim

gleichzeitigen Anblick ihrer Schwägerin, Friederike Robert, und der Madame Neumann, meiner Kollegin in Karlsruhe, die Erzählung von des Grafen von Gleichen beiden Frauen begriffen habe: — von der weißen und der roten Rose! Ludwig Roberts Frau, mit römischem Gesicht, ernst, marmorblaß, mit rabenschwarzem Haar und großen, dunklen Augen, gleich einer Juno; — die Neumann, rosig blühend, blond, mit schelmischen Augen und zierlicher Gestalt, sei ein heiterer Maitag ... Plötzlich abbrechend, fragte sie mich: „Warum sagt denn die Jugend kein Wörtchen?" — „Ich höre mit Entzücken zu," erwiderte ich, und erzählte dann, wie glücklich ich in Karlsruhe gewesen sei, die schöne Frau Robert, damals noch Frau Primavesa, beim Kommen aus der Schule auf der Straße zu sehen. Wie ich sie anstaunte, wähnend, die Fee aus dem eifrig gelesenen blauen Märchenbuch zu erblicken, welche aus ihrem Feenreiche zeitweise verbannt, jetzt in Karlsruhe weile! So sei sie mir erschienen: die hohe Gestalt, traurig an mir vorüberschwebend, aber mild, meinen ehrerbietigen Knix mit den Worten lohnend: „Wie geht es, liebes, freundliches Kind?"

„Wie hübsch sich das anhört!" sagte Rahel; „ja, der Kinderblick! — wie richtig fühlen oft diese kleinen Menschen heraus, ob Kummer unser Gemüt bedrückt! Meine Schwägerin hatte damals manche Prüfung zu bestehen und war ungern in Karlsruhe."

Dann kam die Rede auf das Theater. Rahel freute sich, daß wir ihr Entzücken über die Mustervorstellung

von Kleists „Käthchen von Heilbronn" teilten. Sie fragte mehrere Male: „Nicht wahr? Rebenstein ist ein prächtiger, biederer, schöner Wetter von Strahl? und könnte man ein holderes, lieblicheres Käthchen zu sehen wünschen, als Frau von Holtei? Wie entzückend ist diese zarte, ätherische Erscheinung, besonders neben Wauer, diesem herzigen Gottschalk, der so brummig seinem Herrn die Wahrheit sagt und dabei doch zum — Fressen lieb ist!" Sie fand meine Ansicht ganz richtig, daß Frau von Holtei an Goethes Mignon erinnere. „Wenn doch mein armer Kleist diesen Erfolg seines Stückes erlebt hätte!" rief sie mit Wehmut aus, — „er hätte nicht so furchtbar geendet — von der eigenen Hand! Hätte dieser eine goldene Lichtstrahl seine umdüsterte Seele erhellt, Mut und Kraft wären ihm zurückgekehrt — zu neuem Leben — zu neuem Dichten!" Ihre Augen hatten im Eifer des Gespräches einen wunderbaren Glanz bekommen, und die blassen Wangen waren gerötet. Das ließ sie unendlich interessant und anziehend erscheinen.
Madame Brede lenkte das Gespräch auf Frau von Varnhagens Herzblatt, Friederike Unzelmann-Bethmann, und ich bat inständigst, mir von dieser seltenen Künstlerin zu erzählen. Heinrich Bethmann habe in rührender Begeisterung mir so viele Wunder von der verstorbenen Gattin berichtet. Rahel bestätigte alles. „Friederike Bethmann hat uns gezeigt, wie richtig das Wort: La grace — plus belle que la beauté!" Obgleich etwas zu stark für ihre kleine Figur und mit zu dickem Halse, wußte sie doch trotz ihrer achtundvierzig

Jahre alle Welt zu bezaubern, ſo daß Auguſt Wilhelm v. Schlegel in ſeinem herrlichen Gedicht an die Bethmann ſie mit Recht „ein Feenkind" nennen durfte, bei dem die Anmut mit den Grazien Paten geweſen. Sie ſpielte – gleich Ludwig Devrient – ſtets wie plötzlich inſpiriert. Sie beſaß eine unerſchöpfliche Wärme des Gefühls, und ihre Stimme verſtand nicht nur lieblich zu entzücken – auch zu erſchüttern, gewaltſam zu ergreifen, wie keine andere. Dafür zeugten beſonders ihre Lady Macbeth und Phädra. – Außerdem ſang und ſpielte ſie wunderlieblich in Operetten – als Aline, Königin von Golkonda, Fanchon und Nina. Die Vielſeitigkeit ihres Talentes iſt bis jetzt noch nicht übertroffen!"

Herrn v. Varnhagens Kommen unterbrach das für mich ſo höchſt intereſſante Geſpräch. Er machte auf mich von vornherein einen recht unbedeutenden, ja unangenehmen Eindruck. Er hat nicht die Spur von ernſter, würdiger, imponierender Männlichkeit. Er gilt auch in ganz Berlin als eine Klatſchbaſe prima Sorte. Er ſpricht mit leiſer, beinahe flüſternder, gezierter Stimme. Die grauen, matten Augen vermögen dem runden, vollen Geſicht keinen belebenden Ausdruck zu verleihen, denn er hält ſie ſtets halb geſchloſſen, dabei ſpielt ein ſtereotypes Lächeln um ſeinen Mund, und das hellblonde Haar, die faſt weißen Wimpern laſſen die Züge noch unbedeutender und zerfloſſener erſcheinen. Gar keine anſprechende Perſönlichkeit! Herr v. Varnhagen ſcheint ſeine Gattin über alle Maßen zu verehren! Er lauſcht mit faſt komiſcher Bewunderung

jedem Worte Rahels und beobachtet ihr Gesicht, ihre Bewegungen fortwährend aufmerksam und mit Selbstgefälligkeit, und auf seinem verschwommenen, eitlen Semmelgesichte triumphiert es: Ah! seht doch — ich bin ja der Mann dieser geistreichen, berühmten Frau! — In meinen Augen die jammervollste Rolle, die ein Mann spielen kann: der Mann seiner Frau zu sein!

Beim Abschied umarmte uns Frau v. Varnhagen sehr herzlich und nahm uns das Versprechen ab, recht oft zur traulichen Teestunde zu kommen . . . Wenn wir nur die unschmackhafte Milchsuppe von Mann nicht mit in den Kauf nehmen müßten!

Viele genußreiche, gemütvolle Stunden verlebten wir schon bei Rahel. Sie scheint mir gewogen zu sein und Gefallen an meiner übermütigen, jugendlichen Fröhlichkeit zu finden, und ermuntert mich, stets so frisch von der Leber weg zu sprechen, wie mir es gerade einfällt. Einst sagte sie lachend zur Mutter, nachdem ihr Augenglas sehr beschäftigt gewesen war, mich zu fixieren und ich so recht toll geplaudert hatte: „Ihre Tochter ist ein Narr! — aber — ein lieber Narr!" Ich bestehe nun darauf, stets so tituliert zu werden, denn dann ist — oder wird Rahel selber heiter und recht unnachahmlich liebenswürdig!

Rahel war unstreitig eine der interessantesten, geistreichsten und originellsten Frauen jener verschollenen Literatur- und Kulturperiode briefseliger und teetisch-ästhetischer Geistreichigkeit. Wie ein brillantes Feuerwerk sprühten und prasselten ihre Geistesfunken unaufhörlich

nach allen Seiten hin — blendend — imponierend — beſtechend . . . Aber auch nur zu oft bald betäubend und verwirrend. Es war ein königliches Feuerwerk, das mit allem aufs reichſte ausgerüſtet war: mit Raketen und Schwärmern, Feuerrädern und Feuergarben, Fröſchen und Leuchtkugeln, bengaliſchen Flammen und Transparenten, illuminierten Ballons und goldenem Tränenregen — — ſogar elektriſche Kanonenſchläge gab es hin und wieder . . . Leider aber fehlte die ordnende Meiſterhand, die das ſo überreich ausgerüſtete Feuerwerk hübſch nach der Reihe und nach wohltuenden Ruhepauſen, zur Sammlung für den Zuſchauer, abbrannte. Neckiſche Kobolde zündeten es bald hier — bald da auf allen Ecken und Enden an, und da ſchoſſen dann Raketen und Schwärmer und Leuchtkugeln und Fröſche und all die andern Lichter und Funken närriſch und kunterbunt durcheinander . . . Wie Rahels Stil, ſo war ihr Geſpräch: ſprunghaft — kreuz und quer — voller Paradoxen. Höchſt feſſelnd, ſolange das kleine Ich dieſen tollen Geiſtesſprüngen zu folgen vermochte: ſie entwirrend und in klare Bahnen leitend. War aber dieſe Kraft zu Ende, ſo war man auch total verloren. Wie oft iſt meinem armen Kindskopf das paſſiert! Reſigniert, wie erſtarrt ſaß ich dann der ſprudelnden Rahel gegenüber und dachte mir: ſo muß Frau Loth zumute geweſen ſein, als ſie zur Salzſäule wurde!

Dazu kam ſchon mir jungem Dinge gar bald das wenig behagliche Gefühl: dieſe geiſtreich-originelle Frau iſt ſich ſicher ihrer Geiſtreichigkeit und Originalität nur

zu gut — bewußt! Dank den Posaunenstößen ihres Gatten und ihres Publikums ist es mit der Zeit sogar ihr Metier geworden: zu jeder Stunde am Schreibtisch, bei Visiten, auf der Promenade und am Teetisch geistreich und originell zu sein — à tout prix! Wie es das Metier der Pythia war, auf ihrem Dreifuß über der dampfenden Erdspalte zu sitzen, Lorbeerblätter zu kauen und den wartenden Gläubigen göttliche Orakelsprüche vorzustammeln, mag der Geist und der Gott sie treiben oder nicht! — Das sind ungesunde Zustände des Geistes und der Seele.

Ja, oft hat die berühmte, vergötterte Rahel mir in der Seele leid getan, wenn sie blaß, müde, von gichtischen Schmerzen und Brustbeklemmungen gequält, auf ihrem Dreifuß am Teetisch dasaß und von allen Seiten betäubende Weihrauchdämpfe zu ihr aufstiegen und der Oberpriester Varnhagen der eifrigste und grausamste war, ihr immer neue Lorbeerblätter zum Kauen zwischen die Zähne zu schieben, und alle Augen und Ohren auf ihren Orakelmund gerichtet waren . . . und die arme, kranke Rahel sich endlich doch wieder entschließen mußte: bon gré, mal gré die geistreiche, originelle, göttliche Pythia zu spielen!

Zu diesem Metier gehört auch ein steter Enthusiasmus. Rahel war enthusiastisch bis zum Exzeß. Alles, was ihr gefiel: Menschen, Briefe, Bücher, Kleider — war himmlisch, göttlich, feenhaft! . . . Einst aßen wir zum Tee geröstete Kastanien. Das war ein olympisches Göttereſſen! — Sooft ich späterhin Austern sah, mußte ich an Rahels

Ausſpruch denken: „In Auſtern kann man ſich tief=ſinnig eſſen!“ – Kam ich in einem neuen Hut, in einem hübſchen Kleide: ſo war ich angezogen wie eine Göttin – wie eine Fee – wie ein Engel!

Es gibt aber auch einen Enthuſiasmus: à bas! Auch den beſaß Rahel, und wohl für niemanden mehr, als den armen Iffland. –

Rahel ſprach gern und enthuſiaſtiſch über Toiletten, kritiſierte ſie, gab Toilettenrat und glaubte in allem Ernſt, auch in dieſem Fach eine erſte Kennerin zu ſein und den feinſten Geſchmack zu beſitzen. Das wirkte geradezu komiſch, wenn man dabei ihre eigene Toilette etwas genauer muſterte.

Über Fanny Elßlers Toilette ſchreibt ſie 1830 an Gentz: „In meinem Billett an die Schöne lobte ich ihren Anzug und nannte ihn einen ‚perſönlichen‘. Und wie ich hin=komme, ſitzt ſie noch und bereitet der Schweſter und ſich mit höchſten Händen Ballaufſätze von Blonden, Draht und Band; geſchickt wie eine Fee, graziös, als käme es eben aus Paris; und intelligent, wie nur der individuellſte Charakter ſie erfinden kann. Ich halte entſetzlich viel auf Anzug: aber gehe ſchlecht einher; verſtehe es wie niemand beſſer. Kann auch ſchön Rat geben und wählen; im höchſten Sinn; mit genauſter Kenntnis der Mode, die öfters losgelaſſen werden muß – mise de côté, mais pas ignorée.“ –

Noch lieber und enthuſiaſtiſcher ſprach Rahel über – Herzensangelegenheiten. Da wurde die vierundfünfzig=jährige kleine kränkliche Frau überaus mobil, redſelig,

neugierig, anbohrend, vertraulich, ja, ſogar duldſam gegen einen kleinen amüſanten Teeklatſch. Sie dachte über Liebe und Ehe ſehr frei. Das antike Götterleben und Lieben der Griechen war ihr Ideal. „Freiheit! Freiheit! Beſonders in einem geſchloſſenen Zuſtande, wie die Ehe!" — war der Schrei ihres Herzens. Sie deutete gern an, daß durch dies Herz manche große Leidenſchaft gegangen war. Die größte ſoll ein Graf Finkenſtein geweſen ſein. Aber die arme Rahel hatte kein Glück in der Liebe. Sie verlangte in ihrer heißen Jugend neben der geiſtigen auch ein wenig körperliche Anbetung. Und an ihrer reizloſen und doch reizbaren Körperlichkeit ſcheiterten alle ernſten Verhältniſſe. Auch ihr Gatte Varnhagen war nie ihre irdiſche Liebe, nur ihr Seelenfreund! — wie Rahel ihrer intimſten Freundin, Auguſte Brede, ſeufzend anvertraute.

Dafür war die arme liebedürſtende Rahel ſchon in ihren jungen Jahren die Vertraute ſo mancher freien Liebe: des Prinzen Louis Ferdinand und der ſchönen frivolen, aber geiſtig leeren Pauline Wieſel, der genialen Friederike Bethmann und ihrer zahlreichen Anbeter. In ihrer merkwürdigen, oft ſchier naiven Aufrichtigkeit beneidete ſie dieſe „Griechinnen" um ihr Glück und ſchalt die „elende Welt", die anders über ſolche Verhältniſſe dachte und urteilte.

Als ich Rahel kennenlernte, hatte ſie faſt überwunden. Sie ſchreibt 1825: „Ich freue mich, alle Übel los zu ſein, als unſinnige Liebe; die wir Unſeligen in anderen ſuchen, anſtatt uns an der, die wir für andere haben,

zu ergötzen. Nur um dies recht zu machen, möchte ich noch einmal jung sein."

Am liebsten hörte ich Rahel vom Theater sprechen, und ich versuchte stets, sie so schnell wie möglich auf dies Thema zu bringen. Sie liebte die Bühne enthusiastisch — aber die Bühne einer vergangenen Zeit — die Bühne ihrer Jugend — die Bühne, auf der Fleck und Friederike Bethmann miteinander gespielt hatten.

Rahel schrieb 1818 an August von Stägemann: „Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Kurs. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freunde, des Geistes, des Anteils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist. Nichtsdestoweniger applaudiere ich Sie doch, daß Sie nicht ins Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Lassen Sie sich gestehen, daß kein Theater in der Welt mir den Ärger abzwingen kann, wie das Berliner — seit Iffland — erstlich, weil keines mich so interessiert hat; dann gibt es keines mehr (es hat aber schon angesteckt!) mit solchen steifen Prätensionen an sich selbst. Es ist eine Zwangsanstalt für Schauspieler und Publikum in allen Rücksichten nach und nach geworden."

Der arme Iffland! Ebenso enthusiastisch wie Rahel in ihrer Liebe über ihren „Abgott" Fleck und ihre „Fee" Friederike Unzelmann-Bethmann, über die „Schönheit" Baranius', den genialsten Czechtitzky, den wackeren Beschort, den urkomischen Unzelmann und den feurigen

Mattausch sprach, der sie als Fürst in „Elise Valberg" so lebhaft an den geliebten und vielbeweinten Prinzen Louis Ferdinand erinnerte — ebenso enthusiastisch war sie in ihrem Haß gegen Iffland und seine Schule. Sie flammte schon bei dem Namen „Iffland" glührot auf und wurde nie müde, ihn den „Verderber der Berliner Bühne und der ganzen theatralischen Kunst" zu nennen und ihm vorzuwerfen: daß er seine innerliche Armut an originellen Einfällen und Gedanken durch allerlei Künsteleien zu ersetzen versucht habe.

*

„Viele interessante und berühmte Leute sah ich in Rahels Salon an mir vorübergleiten, ohne allen persönlich näher zu treten. So sind manche von diesen Persönlichkeiten auch in meiner Erinnerung zu Schatten verblichen, wie sie die Laterna magica bunt und schwankend im verdunkelten Zimmer an die Wand wirft.

Alexander von Humboldt, hoch und schlank, elegant und beweglich wie ein Franzose, tauchte oft plötzlich — blitzartig — ein aufregendes Irrlicht, an Rahels Teetisch auf, knusperte ein paar geröstete Kastanien oder Biskuits, sagte Rahel, Henriette Herz und Bettina im Fluge die niedlichsten Schmeicheleien, plätscherte wie ein Salon-Springbrunnen von Kölnischem Wasser die zierlichsten und pikantesten Hof- und Stadtneuigkeiten in das Tassenklirren hinein, plauderte mit Herrn von Varnhagen noch zwei Minuten in der Fensternische — Stoff für die Tagebücher — und war verschwunden — wieder wie ein Irrlicht.

*

Humboldts älteſte Freundin in Rahels Salon war die Hofrätin Herz — die einſt hoch- und weitberühmteſte Schönheit Berlins. Als ich ſie ſah, war ſie ſchon über ſechzig Jahre alt, — aber noch immer eine anmutvolle königliche Erſcheinung mit ſilbergrauen Locken, den wunderſchönſten ſiegenden dunklen Augen und einem liebreizenden Lächeln. Dabei milde und in der Unterhaltung zurückhaltend; hierin der ſtärkſte Kontraſt zu der ſprudelnden Rahel und dem närriſchen Zaunkönig Bettina. Aber was Henriette Herz ſagte, hatte Charakter, Geiſt, Klarheit und war immer wohltuend. Als ich ſie nur einmal geſehen hatte, begriff ich ſogleich die langjährige Herzensfreundſchaft Schleiermachers zu der ſchönen Jüdin. Der kleine verwachſene Paſtor an der Dreifaltigkeitskirche mit den ſeelenvollen Augen und dem herzenswarmen Munde, mein und der Mutter verehrter Beichtvater und auch in ſchwierigen weltlichen Fragen unſer milder Gewiſſensrat, liebte in Henriette Herz nicht die berauſchende Frauenſchönheit, — nur den ſchönen, klaren, großen Menſchen, zu dem er notwendig „Du" ſagen mußte! — Ebenſo begreiflich aber war mir, daß der ſiebzehnjährige Ludwig Börne die um volle zweiundzwanzig Jahre ältere Henriette Herz bis zum Wahnſinn — ja bis zum projektierten Rattengift unglücklich lieben konnte, und daß der Staatsminiſter Graf Dohna-Schlobitten aller geſellſchaftlichen und höfiſchen Vorurteile nicht achtete und der Witwe des jüdiſchen Arztes Markus Herz Hand und Namen bot. Sie aber dankte ihm herzlich für beides und — blieb Henriette Herz und

Schleiermachers geistige Freundin. — Alexander und Wilhelm von Humboldt vergaßen nie, daß Henriette Herz das erste schönheitsstrahlende edle Frauen-Ideal ihrer Jünglingsjahre gewesen war. Die reizendste Frau Berlins hatte sie die ebräische Schrift gelehrt, in derselben mit den jungen Söhnen von „Schloß Langweil" (Tegel bei Berlin) korrespondiert und mit ihnen das neumodische Menuett à la Reine geübt und getanzt. Die beiden berühmten Humboldt blieben der alternden Freundin in zarten Huldigungen treu.

Welch ein Kontrast zu dieser schönen, klaren, hoheitsvollen Frau war — Bettina! Mit Rahel dagegen hatte Frau von Arnim sehr viel Ähnliches, ja Gemeinsames: das Sprunghafte, Wirblige, Flatterhafte, Funkensprühende, Feuerwerkartige, Explodierende, Enthusiastische, Exzentrische, Elektrisierende, Kokett-Geistreiche, Jungherzig-Frische und Erfrischende — und auch das gute, ehrliche, menschenfreundliche Herz und die unermüdlich hilfreiche, wohltätige Hand. In schnell aufflammendem Mitgefühl für Notleidende und Unterdrückte konnte Bettina ebenso ehrliche Herzenstränen weinen wie Rahel, ebenso mitleidig klagen und zornvoll anklagen — aber auch ebenso geschäftig für die Unglücklichen laufen, schreiben, betteln, schier gewaltsam exekutieren, das Beste und das Letzte hingeben und in den Hütten der Armen und Kranken selber die helfende und pflegende Hand anlegen.

*

Jetzt folgt eine Reihe mehr oder weniger nebelhafter Schattenbilder der Erinnerung, die ich der geistigen

Verbindung wegen hier aber doch nicht fehlen lassen möchte.

Von Achim von Arnim weiß ich nur, daß er mir neben seiner Gattin furchtbar ernsthaft, still und ehrbar vorkam.

Clemens Brentano sah ich nur einmal flüchtig. Ich fand ihn wunderlich und für meine Heiterkeit gar zu weinerlich. Man sagte und lachte: er hat mal wieder mystische Klosterschmerzen, wie andere Leute — Migräne! Er redet immer davon: nur hinter katholischen Klostermauern wohnt der wahre Friede! — aber er finde doch: draußen lebt sich's angenehmer und lustiger.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué, der Dichter des „Zauberring" und der „Undine", lebte die Wintermonate in Berlin, den Sommer in Nennhausen. Eine schöne, milde Erscheinung, wohlwollend, wahr, treu und echt vornehm-bieder. Die Jugendfreundschaft mit Varnhagen war stark gelockert, seit Fouqué — „fromm" geworden war. Besser harmonierte Varnhagen mit der noch immer lebenslustigen geistvollen Baronin Karoline, die auch Romane schrieb und deren stürmische Jugend noch pikantere Romane lebte.

Auch der poetische Kriminalrat Eduard Hitzig, der Präsident der literarischen „Mittwochgesellschaft" und hilfreiche Freund aller Poeten und Poetinnen, war Herrn v. Varnhagen „zu fromm" geworden, seit er sich hatte taufen lassen. Grade bei meiner Ankunft in Berlin machten Hitzigs Bücher über seine verstorbenen Freunde: Zacharias Werner und E. T. A. Hoffmann großes Auf-

ſehn. Recht begreifen konnt' ich aber nie, wie Eduard Hitzig die unglückliche Liebe der armen Fanny Tarnow, der glühenden Romanſchriftſtellerin, zu ſein vermochte. Und doch ſoll ſie ihm gegenüber ziemlich ſtark — Bettina geweſen ſein. Aber auch der kühle Kriminalrat hatte ſeine energiſche Chriſtiane: — die praktiſche Tante Lotte, die Freundin ſeiner verſtorbenen Gattin, die Erzieherin ſeiner ſchönen Kinder und unerbittliche Wächterin am Eingange zu ſeinem Herzen und ſeinem angenehmen Hauſe.

Adalbert von Chamiſſo war keine Salonfigur. In Haltung und Kleidung vernachläſſigt, ſchweigſam bis zum Mürriſchen, machte er anfangs wohl den Eindruck eines armen Hypochonders. Aber wenn ein Funke des Geſprächs zündend in ſeine Seele fiel, wenn ſein reines, graublaues Auge aufleuchtete, ſein gutes, mildes Geſicht, edel und hager, von langen, ſilbernen Locken umzittert, ſich rötete, ſein anmutiger Mund beredt wurde — dann war Chamiſſo unbeſchreiblich liebenswürdig, wie man ſich den Dichter ſo viel reizender, herzenswarmer Lieder dachte. Profeſſor Eduard Gans, noch in den Zwanzigern, war eine auffallende, in gewiſſem Sinne: ſchöne Perſönlichkeit. Sohn eines reichen jüdiſchen Bankiers, der durch den Tod des ſtark verſchuldeten Prinzen Louis Ferdinand fünfzigtauſend Taler ohne große Schmerzen verlieren konnte, hatte er ganz ſeiner juriſtiſchen und philoſophiſchen Ausbildung gelebt und ſich dazu auf großen Reiſen eine vielſeitige Weltbildung erworben. Mit ſiebenundzwanzig Jahren ſchon Profeſſor

Adelbert von Chamisso
Kupferstich 1820

an der Berliner Universität geworden, schrieb er zu seiner Erholung geistesscharfe Kritiken über Literatur und Theater — (auch ich kleines Subjekt diente seiner philosophischen Feder zuweilen als Objekt) — und redete allabendlich sich und etliche Salons schier zu Tode. Die beweglichste und schneidigste Zunge, die mir je vorgekommen ist, dabei konnte der Atem der gedrungenen starken Figur kaum mitkommen, das runde Gesicht wurde beängstigend rot, die orientalischen Augen starrten weit offen und das krause schwarze Haar erhob sich förmlich vor unseren Augen. Rahel, Varnhagen und Ludwig Robert patronisierten den jungen Freigeist und Feuerkopf sehr.

Bei Mendelssohns

Leipziger Straße 3

Aus: S. Hensel „Die Familie Mendelssohn"

Im Jahre 1825 trat ein Ereignis ein, das auf die Entwicklung der Kinder, auf die ganze Gestaltung des Lebens der Familie auf Generationen hinaus vom bestimmendsten Einfluß werden sollte: Abraham kaufte das schöne Grundstück Leipziger Straße Nr. 3. In diesem wundervollen Hause und Garten verlebten Abraham und Lea den Rest ihres Lebens, hier heiratete Fanny und lebte auch bis zuletzt hier. Allen Mitgliedern der Familie war aber dies Haus nicht ein gewöhnlicher Besitz, ein toter Steinhaufen, sondern eine lebendige Individualität, ein Mitglied, teilnehmend am Glück der Familie, es war ihnen und den Nächststehenden gewissermaßen Repräsentant derselben. In diesem Sinne brauchte Felix oft den Ausdruck „Leipziger Straße 3" und in diesem Sinne liebten alle das Grundstück und betrauerten seinen Verlust, als es nach Fannys und Felix' Tode verkauft und das — Herrenhaus hineinverlegt wurde.

Die Räume waren stattlich, groß und hoch, mit jener angenehmen Raumverschwendung gebaut, die in den Zeiten der hohen Grundstückspreise den Architekten fast

ganz abhanden gekommen und für deren Wert kaum mehr das Verständnis — oder die Mittel — vorhanden zu sein schienen. Namentlich war ein Zimmer nach dem Hof hinaus mit einem daranstoßenden, durch drei große Bogen damit verbundenen Kabinett wunderschön und zu Theatervorstellungen wie geschaffen. Hier wurden denn auch viele, viele Jahre hindurch zu Weihnachten, Geburts- oder andern Festen die reizendsten von Witz und Laune sprudelnden Aufführungen veranstaltet. Für gewöhnlich war dies Leas Wohnzimmer. Man hatte aus den Fenstern desselben die Aussicht auf den sehr großen Hof, umgeben von niedrigen Seitengebäuden und geschlossen durch die einstöckige Gartenwohnung, über welche hinweg die Kronen der hohen Bäume ragten. Diese Gartenwohnung hatten Hensels von ihrer Verheiratung ab inne. Die Wohnung hatte im Winter große Übelstände: sie war kalt, feucht, jedes Zimmer war Durchgang und keins hatte Gegenhitze, da das Gartenhaus nur ein Zimmer tief war. Doppelfenster waren damals in Berlin große Seltenheit, diese Wohnung besaß keine, und täglich strömten von den gefrorenen Scheiben große Wassermassen, die fortwährend aufgewischt werden mußten. Über eine Zimmertemperatur von 13° kam es im Winter selten. Dafür aber war die Wohnung im Sommer bezaubernd schön. Alle Fenster sahen nach dem Garten hinaus, in blühende Fliederbüsche, in Alleen schöner alter Bäume, das Weinlaub die Scheiben umrankend — und für alle Jahreszeiten hatte sie andere große Vorzüge: namentlich die voll-

ſtändige Ruhe und Stille; durch den großen Hof und das hohe Vordergebäude wurde jeder Ton von der geräuſchvollen Straße abgeſchnitten; man lebte wie in der tiefſten Einſamkeit des Waldes und war doch nur hundert Schritt von der Straße entfernt. Kein Viſavis als die herrlichen Bäume des Gartens, mit luſtig zwitſchernden Vögeln und keinen Mieter über, unter oder neben ſich; nach dem Straßenlärm tiefſte, faſt ländliche Stille und Abgeſchloſſenheit, und vor den Fenſtern das Grün der Bäume. Das Schönſte an der Gartenwohnung war der große, in der Mitte gelegene Saal. Derſelbe faßte mehrere hundert Menſchen und beſtand nach dem Garten zu aus lauter zurückſchiebbaren Glaswänden mit Säulen dazwiſchen, ſo daß er in eine ganz offene Säulenhalle zu verwandeln war. Wände und Decke, letztere eine flache Kuppel bildend, waren in etwas barocker aber phantaſtiſcher Weiſe mit Freskobildern geziert. Hier war das eigentliche Lokal, wo die Sonntagsmuſiken ihre volle Ausdehnung gewinnen ſollten. Man genoß aus ihm den Überblick über den ſieben Morgen großen, parkartigen Garten, der bis an die Gärten des Prinzen Albrecht reichte und, ein Überreſt des Tiergartens, der ſich noch zu Friedrichs des Großen Zeiten bis hierher erſtreckt hatte, einen großen Reichtum der ſchönſten alten Bäume beſaß. Über den beabſichtigten Ankauf dieſes Grundſtücks ſchrieb Lea an Henſel nach Rom (1. Februar 1825): „Iſt es Ihnen nicht auch überraſchend geweſen, daß mein Mann ernſtlich damit umgeht, ſich hier durch Kauf anzuſiedeln?

Das Grundstück, aus dem etwas sehr Schönes werden kann, lockte ihn freilich. Das Haus ist zwar ganz so verfallen und vernachlässigt, als es bei vielen Besitzern (die v. d. Reckſche Familie), die nie eines Sinnes werden und nie Gemeingeist haben, stets der Fall ist, und es muß viel verwandt werden, um es nur in wohnbaren Stand zu setzen. Der Garten ist aber ein wahrer Park, mit herrlichen Bäumen, einem Stück Feld, Rasenplätzen und einer höchst angenehmen Sommerwohnung, und dies allein tentiert meinen Mann sowohl als mich." — Die Hausfreunde aber jammerten vorerst und klagten, daß Mendelssohns so weit aus der Welt und in eine so abgelegene tote Gegend zögen, wo das Gras auf den Straßen wächst — denn das Potsdamer Tor war damals die „Ultima-Thule", wo die Berliner Geographie aufhörte. —

In diesem Hause und Garten entfaltete sich nun ein äußerst eigentümliches, poetisches Leben; es bildete sich der Kreis von Freunden, der mit wenigen Ausnahmen in persönlichem und brieflichem Zusammenhalten ausharrte, bis der Tod einen nach dem andern abrief. Der Hannoveraner Klingemann, Diplomat, eine sehr fein poetische Natur, Dichter des Liederspiels „Die Heimkehr", war einer der bedeutendsten und treuesten aus diesem Kreise. Namentlich durch die späteren öfteren Aufenthalte von Felix und Hensel in London, wo Klingemann bei der Gesandtschaft angestellt war, und durch fortgesetzten, lebendigen Briefwechsel wurde diese Freundschaft dauernd und fest geknüpft. Louis Heidemann, der

Felix Mendelssohn
Stahlstich von J. Caspar nach einem Gemälde von W. Hensel 1835

Jurist, und sein Bruder, Wilhelm Horn, der Sohn des berühmten Arztes und selbst Arzt, der Violinspieler Rietz und für längere Zeit vor allen Dingen Marx, damals Redakteur der musikalischen Zeitung in Berlin, waren die intimeren Freunde von Felix. Marx, äußerst genial, war Vorkämpfer der neuen Schule in der Musik, die Beethovens Fahne entfaltete, und hat zu dem Bekanntwerden desselben viel beigetragen. Er faßte innige Zuneigung zu Felix, mit jugendlichem Feuer suchten beide sich im Austausch ihrer anfänglich weit auseinandergehenden Meinungen näher zu kommen. —

Auch Moscheles hielt sich im Herbst 1824 in Berlin auf, und Felix erkannte willig seine Überlegenheit in der Technik, seine Grazie, Eleganz und Koketterie des Klavierspiels an und lernte in dieser Beziehung von ihm, wenn er auch solchen Virtuosenkünsten nie eine unbillige Herrschaft zugestanden hat. Aber auch Moscheles würdigte Felixens Talent, und es knüpfte sich eine dauernde Freundschaft zwischen beiden an. Von sehr bedeutendem Einfluß war auch Spohrs Anwesenheit auf ihn. Dieser war nach Berlin gekommen, um selbst die „Jessonda" einzustudieren und trotz, oder vielleicht gerade wegen der allergrößten Hindernisse, die Spontini ihm in den Weg legte, nahm das Publikum Spohr und sein Werk mit um so größerem Beifall auf. Spohr war viel im Mendelssohnschen Haus, und die im Jahre 1822 in Kassel angeknüpfte Bekanntschaft nahm einen erfreulichen Fortgang.

*

Gedenken wir auch der literariſchen Ereigniſſe, die die Jugend jener Zeit friſch erlebte, denen ſie ſich mit Enthuſiasmus hingab. Daß den Enkeln Moſes Mendelsſohns die Leſſingſchen Schriften geläufig waren, daß dem Gaſtfreunde Goethes Fauſt und Werther „ſtrahlende Lichter" waren, wie Fanny ſich ausdrückte, verſteht ſich von ſelbſt. Wie Schillers Meiſterwerke ihnen immer gegenwärtig blieben, beweiſen Fannys und Felix' Briefe aus der Schweiz. Aber vor allen waren es zwei Schriftſteller, die gewaltig auf die Mendelsſohnſchen Kinder und ihren Kreis wirkten: Jean Paul und Shakeſpeare. — Über Jean Paul hat das Schönſte Börne, das Witzigſte Heine in der romantiſchen Schule geſagt.

Nächſtdem Shakeſpeare: die Schlegel-Tieckſche Überſetzung war erſchienen und in dieſer der Shakeſpeare zum erſten Male in genießbarer Form geboten. Mit dem Engliſch der Geſchwiſter war es damals noch nicht ſo beſtellt, daß ſie den Shakeſpeare in der Urſprache hätten leſen können. Der Eindruck war ein ungeheurer; die Tragödien, vor allem aber die Luſtſpiele, unter dieſen ganz beſonders der Sommernachtstraum, waren die Wonne der Mendelsſohnſchen Kinder. Ein eigenes Geſchick wollte, daß gerade in dieſem Jahr 1826 ſie ſelber in dem wunderſchönen Garten bei dem herrlichſten Wetter auch ein traumartig phantaſtiſches Leben führten. Das Gartenhaus bewohnte mit ihnen zuſammen eine alte Dame nebſt ihren ſchönen und liebenswürdigen Nichten und Enkelinnen. Mit dieſen Mädchen waren Fanny und Rebekka eng befreundet, Felix mit ſeinen jungen

Leuten schloß sich an und die Sommermonate wurden zu einem ununterbrochenen Festtag voll Poesie, Musik, sinnreicher Spiele, geistvoller Neckereien, Verkleidungen und Aufführungen. In einem Gartenpavillon lag beständig ein Bogen Papier mit Schreibmaterial, auf den jeder hinwarf, was ihm eben von tollen oder hübschen Einfällen durch den Kopf schoß. Diese „Gartenzeitung" wurde im Winter unter dem Titel „Tee- und Schneezeitung" fortgesetzt und enthielt viel Reizendes in Scherz und Ernst. Selbst die älteren Personen, der Vater Abraham, Zelter, Humboldt, verschmähten nicht, Beiträge zu liefern oder wenigstens mitgenießend sich dem geschmackvollen, eigentümlichen Treiben anzuschließen. Dies ganze Leben hatte unverkennbar eine höhere, luftige Stimmung, eine idyllische Farbe, einen poetischen Schwung, wie man ihn selten im gemeinen Leben findet. Kunst und Natur, Geist, Witz und Herz, die aufstrebende Genialität Felixens, alles trug dazu bei, dem Treiben Färbung zu leihen, das dann seinerseits wieder mitwirkte, die Knospen in Felixens Schaffen zur Entfaltung zu bringen.

*

Aus einem Brief von Fanny Mendelssohn an Klingemann (Dezember 1828): Da unser Haus, wie Sie wissen, nicht lange ohne junge Garde bestehen kann und die belebende Anwesenheit der Brüder immer neue Jugend anzieht, so ist auch jetzt die Zahl wieder voll, und zwar ist die diesjährige Generation gar nicht zu schelten, sie ist geistreich und lebendig im höchsten Grade.

Gans steht als General und beliebter Protektor der jüngeren Leute obenan. Er ist ein Mensch von Geist und Wissen und ein sehr belebendes Prinzip, seine unzähligen Ungeschliffenheiten suchen wir Schwestern ihm einigermaßen abzugewöhnen, wenn er's nur nicht immer vergäße, den guten Willen, sich zu bessern, hat er wirklich. Neulich auf einem (beiläufig gesagt, sehr hübschen) Diner bei den Breslauer Mendelssohns war er mein Nachbar und bediente mich mit vieler Artigkeit, als aber die Kirschen kamen, fuhr er mit der ganzen Hand hinein und fragte: „Befehlen Sie?" Sie dankten aber.

Gans gegenüber steht der sehr hübsche und liebenswürdige, lebenslustige, studentenhafte, gelehrte Professor der Mathematik Dirichlet, mit dem sich Gans zu prügeln, oder auf gut Deutsch, zu balgen pflegt, wie ein Schuljunge. Unter dem Nachwuchs nenne ich Ihnen noch Hensel, der, ebenfalls sehr munter, manches zur Belebung beiträgt; daß die Neuhinzukommenden von Ihnen einesteils zu leiden haben, ist keine Frage, da Ihr Name sie beständig wie ein Schatten umschwebt, anderenteils aber freuen sie sich der Teilnahme am Entfernten und hoffen auch einst als solche einer ähnlichen teilhaftig zu werden. Droysen, ein neunzehnjähriger Philolog mit aller Frische und lebendigen, tätigen Teilnahme seines Alters, einem Wissen über sein Alter und einem reinen poetischen Sinn und gesunden, liebenswürdigen Gemüt, für jedes Alter begabt, sagte mir gestern, wie hübsch sich ihm jetzt Ihr Bild

gerundet. Ich forsche diesem nach und erfahre, daß er Sie sich ungefähr wie Rietz denkt! Nur daß dessen trockener Ernst auf Ihrem Gesicht zu trockener Komik erwächst. Ich mußte laut auflachen und entwarf ihm nun ein möglichst lebhaftes Bild Ihres Äußeren, welches nächstens noch durch einige Mitteilungen gehoben werden soll. — Diese und noch viel mehr junge Leute waren am Weihnachtsabend hier. Felix hatte denselben Tag eine allerliebste Kindersymphonie komponiert, die zu allgemeinem Spaß zweimal gespielt wurde, ein großer Baumkuchen, den Dirichlet zum Geschenk erhielt (er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber davon) und der als Dame maskiert, ihm erst eine Liebeserklärung überreichte, lieferte ebenfalls zu tausend Scherzen den Stoff.
Hensel brachte die Skizze von Felix Bilde mit, die sehr hell und schön und prächtig aufgefaßt ist. Felix selbst ist ganz entzückt davon, und ich finde, daß er seit diesem Bilde ganz anders gegen Hensel ist. —

*

In dieser Zeit (1829) verkehrte eine große Menge der interessantesten Personen im Mendelssohnschen Hause: außer H. Heine zeigt die Porträtsammlung Hensels noch die wohlgetroffenen Bilder von Paganini, der Milder, des Dichters Ludwig Robert und seiner berühmt schönen Frau Friederike Robert und Hegels; Alexander von Humboldt, der damals sich viel mit Magnetbeobachtungen beschäftigte, hatte hinten im Garten ein eigenes Observatorium wegen der dort herrschenden Stille und Ruhe, und er und Professor Encke waren

ſo faſt tägliche und manchmal auch nächtliche Beſucher des Gartens, wenn die Beobachtungen es erforderten.

*

Daß die Künſtlerwelt am reichhaltigſten vertreten war, liegt in der Natur der Sache. Von bedeutenderen Muſikern wäre zu nennen: C. M. v. Weber, Zelter, Paganini, Henſel, Gounod, Hiller, Ernſt, Liſzt, Clara Schumann, natürlich Felix in verſchiedenen Bildern; die Malerei iſt unter anderem vertreten durch Cornelius, Ingres, Horace, Vernet, Magnus, Kopiſch, Verboekhoven, Kaulbach und Max v. Schwind; das Theater durch die Milder, die Rachel-Felix, Seidelmann, die Novello, Lablache, die Griſi, die Paſta, die Ungher-Sabatier, die Schröder-Devrient. Die Literatur ſendet als Repräſentanten La Motte-Fouqué, Theodor Körner, Cl. Brentano, Bettina von Arnim, E. T. A. Hoffmann, Tieck, Varnhagen, H. Heine, Goethe, Steffens, die Auſtin, Paul Heyſe; Thorwaldſen, Rauch und Kiß repräſentieren die Bildhauer; Schinkel die Architekten; während von Männern der Wiſſenſchaft Hegel, Gans, Bunſen, Humboldt, Jakob Grimm, Lepſius, Böckh, Quetelet, Jacoby, Dirichlet, Ranke und Ehrenberg ſich finden. Sie wurden faſt alle abends, während Muſik gemacht wurde oder die lebhafteſte Unterhaltung im Gange war, gezeichnet, manchmal ſogar, ohne daß ſie es ſelbſt wußten. Das eben gab die Lebendigkeit und Natürlichkeit von Henſels Auffaſſung, daß er kein ſteifes, gelangweiltes „Sitzen" verlangte, ſondern den Menſchen frei gewähren, ſprechen und ſich bewegen ließ. Und hatte er

ſo ein eigenes Talent, das Leben aufzufaſſen, ſo beſaß er andererſeits die Gabe, den Tod würdig, ernſt und ſchön darzuſtellen, eine Gabe, die ſich ſelbſt in den ſchwerſten Momenten des Lebens bewährte. Wie vielen hat er ſo noch die letzten Züge geliebter Menſchen zu bleibender Erinnerung feſtgehalten, — der Familie nicht am wenigſten. Schöneres kann man kaum ſehen, als die Totenbilder von Schinkel, von Fanny, von Felix, letzteres iſt das einzige wirklich gute Bild, was von ihm exiſtiert.

Die Sonntagsmuſiken fingen auch in dieſer Zeit an, eine ſtehende Inſtitution zu werden, und wie alles Derartige, einmal angefangen, die Tendenz hat zu wachſen, ſo war es auch hier. Sie waren für Fanny, was für ihren Mann die Albums waren. Aus kleinen Anfängen, aus der Vereinigung der nächſten Freunde am Sonntag vormittag, dem arbeitsfreien Tage, entwickelten ſich allmählich wohlvorbereitete Aufführungen mit Chor und Sologeſang, auch Trio und Streichquartett von den beſten Kräften Berlins, vor einem zahlreichen, alle Räume ausfüllenden Publikum. Viele Jahre gehörte es zum guten Ton in Berlins muſikaliſchen und leider! auch nicht muſikaliſchen Kreiſen, zu dieſen Muſiken Zutritt zu haben. Am meiſten Freude hatte Fanny dabei an dem trefflich geſchulten kleinen Chor und an dem Einſtudieren der Sachen mit dieſem, was gewöhnlich Freitag nachmittags geſchah. — An einem ſchönen Sommermorgen konnte es aber auch nichts Hübſcheres geben, als den Gartenſaal, mit dem

Blick auf die herrlichen Laubpartien des Gartens, angefüllt mit einer dichtgedrängten Menge munterer, festlich gekleideter Menschen, und sie am Flügel, mit ihrem Chor irgendein altes oder neues Meisterwerk aufführend. Hatte Hensel ein Bild der Vollendung nahe, so standen wohl die Ateliertüren offen, und ein ernster Christus sah auf die bunte, moderne Welt hernieder, oder Mirjam, den Ihren voranschreitend, drückte symbolisch auf der Leinwand aus, was im Saal lebendig vor sich ging. Viele gute Musikstücke wurden durch Fanny Hensel zuerst in Berlin bekannt. Eine Aufführung im Jahre 1834 muß ganz besonders gut gewesen sein, sie schreibt darüber: „Ich habe im vorigen Monat (Juni) eine wunderschöne Fête gegeben: Iphigenie in Tauris, von der Decker, Bader und Mantius gesungen. Es war wirklich etwas so Vollkommenes, wie man nicht leicht wieder hören wird, besonders Bader war hinreißend, aber alle drei trieben sich einander so, und die drei schönen Stimmen bildeten einen Strom von Klang, der mir unvergeßlich bleiben wird. Auch alles andere ging sehr gut und erfreulich. Es waren gerade hundert Personen hier, unter andern Bunsen, dem es eigentlich galt, mehrere Engländer, Lady Davy, Radziwills hatten sich gemeldet, konnten aber dann nicht kommen, usw. Alles war sehr schön und gelungen, noch schöner als Orpheus voriges Jahr." —

Mit innigem Danke gedenke ich der schönen Abende, die ich in Mendelssohns elterlichem Hause habe verleben dürfen, wo alles, was sich in Berlin durch Geist, Genie und Bildung auszeichnete, ab- und zuging, und wo ich eine Zeit hindurch heimisch war. Die Töchter des Hauses, ihrer vortrefflichen Eltern ebenso würdig in weiblicher Art und Richtung, als es Felix in künstlerischem Streben nur immer sein konnte, zeichneten sich meines Erachtens vor vielen unterrichteten und allseitig gebildeten jungen Damen hauptsächlich dadurch aus, daß sie der fröhlichen Unbefangenheit niemals entsagten, und daß in dem um sie versammelten, durch sie geschmückten Kreise jeder Scherz Geltung, jeder lustige Einfall, mochte er auch in das Gewand kindlicher Albernheit gehüllt sein, Anerkennung fand. Von den Beschwerlichkeiten, die der Mensch in sogenannten geistreichen Zirkeln auszustehen hat, wo jedes Wort auf die Wage gelegt, jeder Blick berechnet, jede Miene beobachtet werden muß, war bei Bartholdys keine Spur zu finden. Man ließ sich gehen, und wer nur nicht aus den Schranken geselliger Sitte wich, war willkommen; wer mit einer Dummheit durchfiel, wurde verdientermaßen ausgelacht, und wenn er mitzulachen verstand, blieb er bei Ehren.

Es gab noch immer einzelne Frauen, in deren Zimmern sich eine aus allen Ständen gemischte Gesellschaft zusammenfand, und unter diesen letzteren nahm die älteste Schwester von Felix Mendelssohn, die an den Maler Wilhelm Hensel verheiratete Fanny Mendelssohn, die erste Stelle ein. Sie war klein und die seelenvollen, mächtigen Augen ausgenommen, eigentlich unschön, aber sie hatte einen scharfen Verstand, war sehr unterrichtet, sehr selbstbestimmt und als Musikerin ihrem Bruder ebenbürtig. Auch ihre jüngere Schwester Rebekka, die Frau des berühmten Mathematikers Lejeune Dirichlet, und der jüngste Bruder, der Bankier Paul Mendelssohn, waren äußerst musikalisch, und die Matineen, welche Frau Hensel in den stillen, weiten Sälen ihrer Gartenwohnung veranstaltete, waren außerordentlich interessant. Sie bewohnte den Gartenflügel ihres elterlichen Hauses, desselben, in welchem sich jetzt die erste Kammer befindet, und aus den bis zum Boden hinabreichenden Fenstern dieses Hinterhauses, das nur aus einem Erdgeschoß bestand, aus ihren kunstgeschmückten Räumen, sah man hinaus auf die alten Bäume eines großen Gartens, während man die vortrefflichsten musikalischen Aufführungen zu genießen hatte, in denen Künstler und ausgezeichnete Dilettanten zusammenwirkten.

In einer solchen Matinee war es, daß ich Felix Mendelssohn zum ersten Male sah und hörte. Es befanden sich unter den Zuhörern noch Henrik Steffens, Friedrich von Raumer, die Künstler Wach und Tieck, eine Fürstin

Franz Liszt
Lithographie von Kriehuber 1846

von Deſſau, die Fürſtin Radziwill mit ihren Familien, der engliſche Geſandte Graf Weſtmoreland, zwei von Bettinas Töchtern, eine Tochter des Prinzen Karl von Preußen mit ihrer Erzieherin, Schönlein, und noch eine Menge von Perſonen, deren Namen Bedeutung hatten oder dieſe ſpäter bekamen, wie der Name des Muſikers Joſeph Joachim, welcher damals noch ein Knabe war und, von Felix Mendelsſohn begleitet, ſehr brillante Variationen von David vortrug.

Während man ſchon muſizierte, richteten ſich plötzlich alle Blicke nach der Türe und ein freudiges Lächeln zog durch alle Mienen, als ein noch junger Mann in der Tür des Saales erſchien. Es war eine ſchlanke bewegliche Geſtalt. Sie trat geräuſchlos ein, den Kopf hochgehoben, mit leuchtenden Augen, die etwas ungemein Überraſchendes, ja etwas Überwältigendes hatten. Es war Franz Liſzt.

Man begann an jenem Morgen die Muſik mit einem Quartett von Weber, das Frau Henſel ſpielte, und welches die Gebrüder Gans und Felix Mendelsſohn begleiteten, dann trugen Frau Henſel und der Bruder Variationen à quatre mains von dem letzteren vor; Pauline von Schätzel, damals ſchon die Frau des Hofbuchdruckers Decker, ſang eine Arie mit Chor aus der Schöpfung, und ſpäter mit einem ausgezeichneten Sänger, mich dünkt, er hieß Bär, einige große Szenen aus dem Templer und der Jüdin, Felix Mendelsſohn begleitete den Geſang auf dem Flügel, und endlich ſpielte Mendelsſohn mit dem jungen Joachim noch die vorhin erwähnten Variationen.

Es war erfreulich, Mendelsſohn zu beobachten, wenn er muſizierte. Er war nur klein, und ſein feines, etwas bleiches Geſicht trug den Typus ſeines Volkes, ja, es erinnerte für mich entſchieden an Moſes Mendelsſohn. Man würde überall, wo man ihm begegnet wäre, ſeinen Kopf anziehend gefunden haben, aber ſobald er ſpielte, gewannen ſeine Züge, ich möchte faſt ſagen andere Dimenſionen und eine viel höhere Bedeutung. Stand er vollends als Dirigent vor dem Orcheſter, wie ich das in den Symphoniekonzerten ſah und hörte, als er einmal ſeine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und ein anderes Mal, als er ſeine Ouvertüre zu den Hebriden aufführte, ſo wurde er ein anderer Menſch. Es ſchien, als ſteige er empor auf der Fülle der Töne, welche unter ſeiner Leitung erklangen, der Töne, welche er erſchaffen hatte, und die ihn nun mit ihren vollen Wogen umrauſchten. Er wuchs mit ihnen an Kraft, ſein Haupt hob ſich ſtolz, ſein Auge ſtrahlte mit ſchönem Glanze, ſein Geſicht drückte eine ernſte Freude aus, und man war dann ganz verwundert, wenn er nach dem letzten Taktſchlag ſeinen Herrſcherſtab zur Seite legte, von ſeinem Schemel herabſtieg, mit den andern Leuten auf gleichem Boden einherging, und wieder das ſanftbewegte, feine und geiſtvolle Geſicht zum Vorſchein kam, das man vor der Aufführung an ihm wahrgenommen hatte.

Mendelssohns hatten mich so freundlich aufgenommen, Fanny war mir mit so viel Herzlichkeit entgegengekommen, daß ich ihrer Einladung, sie recht bald zu besuchen, gerne Folge leistete. Von nun an war ich fast täglich in ihrem Hause.

Alle vierzehn Tage am Sonntag vormittag versammelten sich zahlreiche Zuhörer, um die Kompositionen des jungen Felix, auch zuweilen die alter Meister, von ihm dirigiert, mit vollem Orchester zu hören. Es war ein reizender Anblick, den frischen Knaben mit den langen braunen Locken zu sehen, wenn er das Orchester leitete. Mich begeisterte es, wenn ich die Augen all der alten Musiker auf den jungen Dirigenten gerichtet sah, der ruhig und sicher wie ein Feldherr den Stab in der Hand, sie über alle Schwierigkeiten leicht hinwegführte.

Auch Fanny zeigte an diesen Tagen ihr schönes, bedeutendes musikalisches Talent. Gewöhnlich kam ich schon eine Stunde vor dem Beginn der Musik, um noch mit ihr plaudern und ihren Putz wählen zu können. Sie hatte scherzhaft einmal erklärt, keinen andern Schmuck mehr tragen zu wollen, als den ich ihr ausgesucht hätte, und mit gewissenhafter Strenge wählte ich, und sie befolgte regelmäßig meinen Rat.

Einmal kam ich des Sonnabends am Abend, weil ich den nächsten Vormittag zu kommen verhindert war. Ich betrachtete die vielen Kostbarkeiten, meist Geschenke der Familie oder sonst interessanter Personen. „Wie anders ist doch Ihr Leben als das meine," sagte ich, indem

wir zuſammen ein glänzendes Armband bewunderten, „und doch – ich möchte nicht mit Ihnen tauſchen. Heute gerade habe ich wieder eine ſo glückliche Stunde gehabt, wie Sie ſie ſchwerlich kennen. Ich habe das monatliche Honorar von mehreren meiner Schülerinnen erhalten. Das Unterrichtgeben iſt mir höchſt unangenehm, und es wird mir jedesmal ſchwer, die Bezahlung nehmen zu müſſen. Aber das verſchwindet alles gegen das ſüße Gefühl, das mich durchglüht, wenn ich mit meiner Barſchaft nach Hauſe laufe. Könnte ich es Ihnen nur deutlich machen, wie himmliſch es iſt, für die, welche man liebt, arbeiten zu müſſen. Wenn ich ins Zimmer komme, Mutter meinen ganzen Reichtum in den Schoß ſchütte, ſie glücklich wie ein Kind überlegt, was alles davon angeſchafft werden ſoll, und ich dann fühle, daß durch mein Bemühen ihr ein kleiner Teil der Sorgen abgenommen iſt, dann bin ich ſo durch und durch glücklich, daß es auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Geſchöpf geben kann als mich."

„Thereſe, wie beneidenswert ſind Sie," rief Fanny und warf das Armband, das ſie in der Hand hielt, verächtlich zu dem andern Schmuck. „Wir müſſen Freundinnen ſein, rechte, echte Freundinnen!" Dabei umfaßte ſie mich mit beiden Armen, küßte mich, und während Tränen über ihre Wangen liefen, bat ſie: „Nenne mich du."

„Von ganzem Herzen!" ſagte ich ebenſo gerührt wie ſie.

Als ich einmal gegen Abend bei Mendelsſohns war, trat die ſchöne Friederike (Frau des Dichters Ludwig Robert)

sehr heiter ein und rief: „Felix, ich komme heute mit einem Auftrag für Sie," er verbeugte sich. „Ich habe ein Frühlingsliedchen gedichtet, das müssen Sie komponieren, gelt?" Sie sah ihn mit ihren reizendsten Blicken an. „Aber ich habe auch gleich die Instrumente dazu bestimmt."

„Oho!" — sagte Felix, „darf ich es sehen?"

Sie reichte ihm ein Blatt, er sah hinein, lachte laut auf und rief: „Ne, das geht nicht!"

Fanny, die Sachverständige, guckte über Felix' Schulter mit hinein, lachte auch und sagte: „Das ist wirklich sehr komisch!" Sie las laut: „Eine Flöte, eine Klarinette, zwei Hörner und ein Cello!" Alle lachten, riefen aber: „Felix, das mußt du komponieren! Du mußt, du mußt!"

„Ja!" sagte Fanny, „zur nächsten Sonntagsmusik muß es fertig sein, und Therese singt es dann." Die sonderbare Aufgabe reizte ihn, er versprach das Lied zu komponieren — und hielt Wort.

Er bat die betreffenden Herrn vom Orchester am nächsten Sonntag eine halbe Stunde vor Beginn des Konzertes zu kommen, um das Lied probieren zu können. Die Eltern, Fanny und Roberts waren zugegen. Das Vogelgezwitscher der Flöte, der Kuckuck, alles klang nach Frühling und machte sich allerliebst. Da rief plötzlich mitten in meinem Gesang die schöne Dichterin: „I! — I — bringe mein Schätzerl! heißt's, — nit Ich bring mein Schätzerl!" Das Orchester hielt verwundert inne. — „Verzeihen Sie, ich habe jetzt nur auf die Noten geachtet," sagte ich ein wenig verstimmt. Felix preßte sein

zierliches Taktstöckchen auf die Lippen, das Lachen zu verbergen, klopfte dann auf, die Herren sahen lächelnd zueinander hin und fingen wieder an zu spielen.

Fast noch an keinem Sonntag war die Versammlung so zahlreich gewesen, als an diesem. Der Diener mußte Stühle aus dem ganzen Haus zusammenholen. Eine Symphonie von Mozart, vortrefflich exekutiert, wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen; man wartete nur auf das wunderliche Frühlingslied, von dem man in der Gesellschaft schon viel gesprochen hatte. Das Lied lag mir bequem in der Stimme, die Aufregung half mir wie immer, und so ging es recht gut. Ich konnte mir nicht versagen, das I ein wenig stark zu betonen und nach Fanny hinzusehen.

So viel Beifall wurde fast noch keiner, auch der bedeutendsten Musik zuteil, die ich je gesungen, als dieser niedlichen Kleinigkeit; man rief da capo, aber Felix machte ein finsteres Gesicht, klappte das Buch zu und sagte leise: „Auf keinen Fall." Ich und das Orchester blickten fragend zu ihm hin, die Eltern, Fanny und die Freunde, alles bat da capo, und so mußte er sich fügen; aber seine Verstimmung konnte er nicht bemeistern.

Als ich in der Pause bei Zelter vorüberkam, hielt er mich fest und flüsterte mir zu: „Wenn Sie so fortfahren, kann was Ordentliches aus Ihnen werden." Ich sah ihn starr an; mein alter, strenger Meister, der eigentlich nur in Sebastian Bach, Fasch und Händel lebte, hatte sich auch durch eine kleine, leichte, gefällige Fermate am Schluß des Liedes fangen lassen. Felix

hatte recht, es war verdrießlich, und hier nicht beſſer als überall!

Welchen Genuß, welchen Nutzen gewährte mir der Verkehr im Mendelsſohnſchen Hauſe, wieviele Berühmtheiten lernte ich hier kennen! An den größern Geſellſchaftsabenden machte es mir allein ſchon Spaß, mich mit Rebekka der Flügeltüre gegenüber ins Fenſter zu ſtellen und die eintretenden Gäſte zu beobachten. Mein alter Zelter im Frack und in der weißen Halsbinde ſah ſehr ſtattlich aus; ſein derbes, offenes Geſicht und die große, kräftige Geſtalt bildeten einen rechten Gegenſatz zu Monſieur Spontini, der im grünen Frack, ſchwank und ſchmal wie ein Schilfrohr, ſich hereinbewegte. Madame Spontini, im langen, weißen Mullkleid, den koſtbar gewirkten, goldgelben Schal wie einen Mantel darübergehängt, lehnte graziös an ſeinem Arm. Ich habe die Namen faſt all der Virtuoſen vergeſſen, die ich dort zu bewundern Gelegenheit hatte; erinnerlich iſt mir nur noch der bleiche Paganini mit dem langen, ſchwarzen Haar, der den vielleicht längſt verſchmerzten Kummer in ſeinen Geſichtszügen feſthalten mußte, um ſeinem intereſſanten Porträt ähnlich zu bleiben. Dann ſteht mir auch der kleine, unterſetzte Bouchée deutlich vor, der ſich viel auf ſeine Ähnlichkeit mit Napoleon I. zugute tat, und in Konzerten vor Beginn des Muſikſtückes deſſen bekannte Stellung nachahmte. Wenn er all ſeine Narrheiten, die bei Mendelsſohns ſchlecht angebracht waren, zu Hauſe ließ, war er ein höchſt anziehender Violinſpieler. Er wie ſeine Frau waren ſehr beliebt dort;

denn daß er Zucker naſchte, hinderte nicht, ihn gerne zu ſehen. Sehr komiſch war Madame Mendelsſohns Ausruf, wenn er gemeldet wurde: „Kinder, Bouchée kommt, bringt den Zucker in Sicherheit!“

Von den Gelehrten ſind mir nur zwei deutlich im Gedächtnis geblieben: Alexander v. Humboldt und Eduard Gans. Für den erſten ſchwärmte ich, und wenn man ihm auch vielleicht mit Recht den Vorwurf machen konnte, er laſſe niemals jemanden zu Worte kommen, ſo ſchien mir das kein Verluſt; denn er ſprach ſo geiſtreich amüſant, ſo voll feinen, oft ſehr ſcharfen Humors, daß man mit Freuden ihm immer zuhörte. Profeſſor Gans' ſcharfen Geiſt, ſein Wiſſen und ſeine Herzensgüte hörte ich immer ſehr rühmen; allein er hatte einen krauſen, runden Wollkopf und kam ſtets mit einer ſehr lauten, wie mir ſchien etwas anmaßenden Rede ſchon ins Zimmer herein; für mich war das damals Grund genug, ihn nicht gern zu haben.

Unter den Frauen waren es die Hofrätin Herz und Rahel v. Varnhagen, die mein ganz beſonderes Intereſſe in Anſpruch nahmen. Frau Herz war eine impoſante Geſtalt; ihr edles, regelmäßiges Geſicht zeigte ebenſoviel Verſtand als Herzensgüte. Sie beherrſchte angeblich ſieben Sprachen und benutzte dieſe Fähigkeit auf die ſchönſte Weiſe, indem ſie täglich arme Mädchen mit unermüdlichem Eifer unterrichtete. Ich ſelbſt kannte mehrere, welche durch ſie in den Stand geſetzt waren, ſich ihren Unterhalt zu erwerben. An Rahel liebte ich den tiefen, ausdrucksvollen Blick ihrer Augen und den

wohltuenden Ton ihrer Stimme. Die Wirtschaft aber, die ihr Mann mit ihr machte, widerte mich an. Oft wenn wir im großen Gartensaale bei Mendelssohns munter plaudernd mit der Arbeit saßen, meldete der Diener Herrn und Frau v. Varnhagen; dann tat sich die Türe auf, und Herr v. Varnhagen trat groß und vornehm herein, die kleine, breite, mühsam gehende Frau feierlich am Arm führend. Zwischen den Fingerspitzen trug er zierlich ein buntgesticktes Kissen. Der Diener mit zwei andern lief voraus und schob einen Lehnstuhl zurecht. Herr v. Varnhagen ließ seine Gattin, die auf dem Wege dahin freundlich grüßte, in den Sessel nieder, nahm dem Diener die Kissen ab, schob eines unter ihre Füße und legte das andere hinter ihren Rücken. Ein liebevoller Blick von ihr lohnte seine Bemühung. Dann trat der verehrerische Gatte hinter ihren Stuhl und zog leise sein Taschenbuch hervor, um jede ihrer Reden gleich niederzuschreiben. Als das Gespräch mit andern ihn einmal von der Stelle fortgelockt hatte, und er in ihrer Nähe sprechen und lachen hörte, stürmte er eiligst herzu mit dem Rufe: „Was hat sie gesagt? — was hat Rahel gesagt?"

„Was meinst du," fragte ich Rebekka, „wenn immer hinter uns jemand stünde und alles, was wir sagten, niederschriebe?"

„Nun," antwortete sie in ihrer klugen, kecken Weise, „wenn wir so viel sprächen und uns so wenig scheuten, alles auszusprechen, würde auch manch gescheites Wort von uns zu berichten sein."

Bei Varnhagen

(Mauerstraße 36)

Aus: Feodor Wehl „Zeit und Menschen"

Vornehm und gewinnend durfte man Varnhagens ganzes Wesen nennen. Seine Gestalt war ziemlich hoch und schlank, sehr biegsam, doch voll feinen Anstandes und bescheidener Würde. Sein volles blondes Haar war früh ergraut; sein rundlich geformter Kopf offenbarte eine hohe Stirn, kluge, lebhafte blaue Augen, hinter einer goldenen Brille verschanzt, und einen edel geschnittenen lächelnden Mund, den ein leiser Zug von Ironie gefällig umspielte.

So fand ich ihn, als Ludmilla mich ihm vorstellte. Es war Anfang der vierziger Jahre. Seine Nichte hatte ihm von mir erzählt und ihm einiges von mir zu lesen gegeben. Es trug die Farbe der Zeit und war durchtränkt von jenem waghalsigen und kecken Geiste des Liberalismus, der damals, von Heine und Börne erweckt, sich besonders gern in prickelnden Einfällen und witzigen Wendungen ausgab. Ich hatte mit Gedichten im Geschmack der romantischen Schule angefangen. Aber nachdem ich mit den Mitgliedern des Jungen Deutschlands in nähere Beziehung getreten, hatte ich be-

gonnen, mich in die Bewegung der Zeit zu miſchen und an den politiſchen Vorgängen Anteil zu nehmen. Noch ziemlich unreif in der Sache, verfehlte ich doch nicht, in der Gewohnheit der Jugend das große Wort zu ergreifen und meine Meinung auf dem offenen Markte auszuſprechen.

Varnhagen mißfiel das nicht eben, und er brachte mir infolgedeſſen eine freundliche Teilnahme entgegen.

Ich erinnere mich noch heute ganz deutlich meines erſten Beſuches bei ihm.

Ich fand den berühmten Mann mit einem untergelegten Beine auf einem Stuhle ſitzen und mit einer feinen Schere aus buntem Papier allerlei artige Sachen, wie Bäume, Blumen, Vögel oder phantaſtiſche Arabesken ſchneiden, eine Kunſt, die er mit ſeiner Schweſter Roſa Maria gemeinſam inne hatte und von der ich noch heute einige allerliebſte Proben beſitze.

Er reichte mir freundlich die Hand, indem er ſagte: „Ich denke, wir ſind einander nicht mehr fremd. Meine Nichte Ludmilla hat mir ſo viel von Ihnen und Ihnen ohne Zweifel ſo viel von mir erzählt, daß wir uns wohl einigermaßen wie alte Bekannte anſehen können. Laſſen wir alſo alle Förmlichkeiten und behandeln wir uns gegenſeitig als ſolche."

Dieſer Empfang entzückte mich. Varnhagen galt uns jungen Schriftſtellern damals als was ihn Heinrich Heine in einem Briefe aus Paris feierlich bezeichnet hatte, nämlich als „Statthalter Goethes auf Erden". Wir ſtaunten ſeinen Stil, ſeine ſtaatsmänniſche Be-

deutung, seine gesellschaftliche Stellung an. Er war in Berlin eine überaus angesehene Person und seine Wohnung in der Mauerstraße, gerade gegenüber der Einmündung der Französischen Straße, ein Wallfahrtsort aller Berühmtheiten, aller Menschen von Geist und hervorragendem Ansehn. Es kam niemand von Namen und Ruf nach der preußischen Hauptstadt, der nicht Varnhagen besucht hätte. Varnhagen, der im Verein mit Rahel soviel getan hatte, um Goethe Anerkennung und Verehrung zu schaffen, hatte nun selbst etwas von dessen Ruhm erlangt. Er bildete einen Mittelpunkt für alle Intelligenz der Hauptstadt und in diesem Mittelpunkt sozusagen den Seher und das Orakel der Zeit. Alle Welt wollte von ihm die Rätsel der Gegenwart und den Gang der Zukunft gedeutet haben. Es war, als ob der Webstuhl der Geschichte in seiner Stube schnurrte. Nicht nur die Minister, die Diplomaten, die Politiker kamen, ihn um Auskunft und Rat zu fragen, auch die Künstler, um nach seinem Urteil zu forschen, die Schriftsteller, sein Lob und seine Zustimmung zu erwerben. Das junge Deutschland, dem Rahel soviel Anteil und Zugeneigtheit bewiesen hatte, übertrug seinen Dank auf ihren überlebenden Gatten. Heine behielt ihn bis an sein Ende tief ins Herz geschlossen. Wienberg nannte ihn mit Ehrfurcht, Mundt und Laube saßen demutsvoll zu seinen Füßen, und Kühne ließ es an keiner Huldigung fehlen, zu der sich Gelegenheit bot. Gutzkow war der einzige, der ihm nicht näher trat. Er gehörte in Hamburg zum freundschaftlichen Umgang

von Rosa Maria und ihrem Gatten und leugnete keineswegs Varnhagens weitgreifenden Einfluß und große Kunst. Aber er vermochte keine Bewunderung zu empfinden. Nicht einmal seine Schreibart ließ er ungetadelt, die doch sonst überall als Muster aufgestellt wurde. „Varnhagen", meinte er in seinem Buche: „Götter, Helden, Don-Quichote" (1838 erschienen), „schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstil mit sechs Pferden lang."
Uns jüngeren Schriftstellern erschien dies damals wie eine Art Gotteslästerung und wir entsetzten uns darüber. Varnhagen selbst indes nahm diese Äußerung, wie manche andere ähnliche ohne Empfindlichkeit hin. Er wußte, daß Ludmilla und ich in naher Beziehung zu Gutzkow standen und hieß sie gut. Gutzkow gehörte doch immer zum Jungen Deutschland, also zu derjenigen literarischen Richtung, welche Rahel besonders begünstigt hatte und durch welche die Idee der Freiheit und der politischen Bewegung neuerdings in die Literatur gebracht worden war, ein Umstand, den Varnhagen hoch anschlagen und als ganz in seinem Sinne erachten mußte.

*

„Sie haben wohlgetan," hub er an, „sich dem Jungen Deutschland anzuschließen. Es ist das Heerlager des Fortschritts; Deutschlands Zukunft steht unter seiner Fahne und diese Fahne ruht in dem Zelte Preußens. Preußen ist zu wichtigen Dingen ausersehen und wird sie eines Tages ruhmreich vollbringen."
Ich wagte schüchtern einzuwerfen, daß das noch Weile haben dürfte.

„Was tut das?“ rief er lebhaft aus. „Wenn man die unerschütterliche Überzeugung hat, daß eine geschichtliche Herrlichkeit sich unbedingt endlich doch vollziehen muß, was macht es dann aus, wenn man Jahrzehnte darauf warten muß oder sie gar nicht mehr erlebt! Die zuversichtliche Gewißheit, daß sie kommt, hebt über den Schmerz des Harrens und selbst des für uns vergeblichen Harrens hinaus. Man genießt im voraus die volle Freudigkeit der unausbleiblichen Begebenheit. Und das ist bei mir der Fall. Ich bin nicht imstande zu sagen: wann Preußen sich erhebt und seine Großtaten verrichtet; aber daß es sie verrichtet und wie es sie verrichtet, das wäre ich jeden Augenblick in der Lage, deutlich kundzutun. Ich könnte wie Goethes Oranien behaupten: „Ich stehe immer wie über einem Schachspiele“ und habe die Züge des Weltgeistes beobachtet. Aus dieser Beobachtung zog ich meine Kenntnis der notwendigen Zeitläufte. Die Schleier der Zukunft sind mir gelichtet und ich erblicke Preußen in seiner ganzen künftigen Größe.“
Heut ist so etwas leicht auf das Papier gebracht, und gar mancher, der es liest, wird meinen, es sei nicht schwer, geschehene Dinge zu prophezeien. Aber ich kann versichern: sie wurden prophezeit, als noch niemand eine Ahnung davon hatte, daß sie sobald geschehen würden. Auch Varnhagen wohl selber nicht. Die Erwartung aber, daß sie geschehen müßten, gab seinem Wesen eine eigene Weihe, die sich in seinen Schriften wie in seiner Person bedeutsam wahrnehmen ließ.

*

Die Begeisterung und Wärme, womit Varnhagen diese Worte sprach, ergriffen mich so sehr, daß ich sprachlos wurde und in meiner gerührten Stimmung nichts anderes zu tun vermochte, als ihm mit stummer Erregung die Hand zu drücken. Am liebsten hätte ich sie ihm geküßt.
Er bemerkte meine Erregung und um die seinige zu bemeistern, ging er ans Fenster, um einen Augenblick auf die Straße zu sehen. Dann trat er wieder zu mir und begann von Rahel zu sprechen. „Ich bedaure," sagte er, „daß Rahel nicht mehr da ist. Sie würde ohne Zweifel Teilnahme für Sie empfinden und Ihnen manche Anregung geben. Sie besaß einen großen Geist und ein noch größeres Herz. Ich vermisse sie überall, obschon ich dankbar fühle, wie sehr sich Ludmilla angelegen sein läßt: sie mir zu ersetzen. Sie teilt meine Anschauungen und Grundsätze, meine Hoffnungen und Wünsche. Sie lebt sich in mich ein, wie ich mich in Rahel eingelebt hatte. Wir sind vollständig eins. Rechnen Sie deswegen bei mir auch auf dieselben Gesinnungen gegen Sie, auf die Sie bei Ludmilla rechnen."

*

Er besaß eine eigene Kunst, die Menschen auszuforschen, oder von ihnen geheimgehaltene Schriftstücke in seinen Besitz zu bringen. So lebt noch frisch in meinem Gedächtnis die Art, mit der er Fanny Elßler Aufzeichnungen von Gentz entlockte.
Friedrich von Gentz hatte in seinen letzten Lebensjahren zu der schönen und anmutigen Künstlerin in Wien in innigster Beziehung gestanden. Ihr Liebreiz, ihre kind-

Fanny Elßler
Lithographie von H. Grevedon 1835

liche Hingabe, ihr Tanz entzückten ihn und ließen ihn Tausende verschwenden, um sie mit dem ausgesuchtesten Luxus der damaligen Zeit zu umgeben. Der schwelgerische Verehrer von Goethe und Heine, der Tränen vergießen konnte, wenn er „Iphigenie" oder „Tasso" las, und über die „Reisebilder" und deren sinnberauschende Lyrik in laut aufjauchzende Bewunderung ausbrach, genoß in vertrautestem Umgange mit dieser unwiderstehlichen Bühnenerscheinung seine glücklichsten Lebenstage.

*

Von dem, was Gentz in Briefchen und Tagebuchblättern schriftlich niedergelegt, besaß sie einen guten Teil. Varnhagen, der davon Kenntnis hatte, wünschte sehr, diese Dokumente zu erlangen. Er kannte Fanny Elßler persönlich. Gentz hatte sie, als sie zuerst nach Berlin kam, um hier auf dem Hoftheater zu tanzen und durch ihren Tanz und ihre hinreißende Mimik alle Köpfe zu verrücken, an Rahel empfohlen und Rahel mit offenen Armen sie empfangen.

Nun waren allerdings inzwischen viele Jahre vergangen und Gentz und Rahel gestorben, Varnhagen alt geworden und Fanny Elßler vom Schauplatze ihrer Triumphe abgetreten. Sie lebte damals mit ihrer Tochter und einer Anverwandten in Hamburg, wo ich die Freude hatte, Verkehr mit ihr zu pflegen und manche Partie Grabuge mit ihr zu spielen.

Als Varnhagen durch Ludmilla Kunde davon erhielt, spann er sogleich seine Pläne. Er ließ durch seine Nichte bei mir anfragen, ob Fanny Elßler nicht einmal wieder

nach Berlin kommen und ihn mit ihrer Gegenwart erfreuen möchte. Natürlich trug ich bei nächster Gelegenheit Varnhagens Wunsch Fanny Elßler vor und fand sie demselben geneigt. Ein Bruder von ihr war als Chordirektor an der Berliner Hofoper angestellt, und ihre ältere Schwester Therese morganatisch mit Prinz Adalbert von Preußen daselbst vermählt. Auf einem Ausfluge nach Wien wollte sie ihre Geschwister in Berlin besuchen und bei diesem Besuche sich auch gern von mir bei Varnhagen wieder einführen lassen.

Wie gesagt, so getan. Ich ging einige Tage früher nach Berlin als Fanny Elßler, holte sie zur bestimmten Stunde bei ihrem Bruder, wo sie Wohnung genommen, ab und führte sie zu Varnhagen. Die Wiederbegegnung war lebhaft und herzlich. Ein Umstand dabei ist mir unvergeßlich geblieben. Bei Varnhagen befand sich noch die Haushälterin Dore, die mit Rahel ins Haus gekommen war. Diese, die Fanny Elßler ebenfalls von früher her kannte, ließ es sich nicht nehmen, uns mit Schokolade zum Frühstück zu bewirten. Sie reichte sie uns selbst herum, und nachdem Fanny Elßler sie gekostet, fragte sie dieselbe, wie sie ihr munde.

„Oh, ganz vortrefflich!" lautete die Antwort, worauf Dore freudestrahlend ausrief: „Kein Wunder, gnädige Frau! Es ist die Schokolade, die Sie vor siebenundzwanzig Jahren der Frau Geheimrat von Varnhagen selber aus Wien zum Geschenk mitgebracht haben."

Ein lautes Gelächter war die verlegene Antwort auf diese Enthüllung.

„Dore! Dore!“ ſagte Varnhagen, ihr mit dem Finger drohend, „wer wird ſchönen Frauen von ſo alten Zeiten ſprechen!“

Fanny Elßler aber, liebenswürdig wie immer, ging mit ihrem holdſeligſten Lächeln, ſchnell gefaßt, auf die erſchrockene Dore zu und, ſie umarmend und küſſend, ſprach ſie: „Ich danke Ihnen, liebe Dore, für die treue Aufbewahrung meiner geringfügigen Gabe. Ich trinke ſie heute mit Rührung und in dankbarer Erinnerung an die alten Zeiten, die meine ſchönſten waren und meine glücklichſten, weil ſie die Freundſchaft und Güte einer Frau von Varnhagen verklärte.“

Feinſinniger und zarter, als es ſo geſchah, ließ ſich entſchieden über eine Verlegenheit nicht weghelfen. Aber freilich konnte ſich auch nicht leicht eine andere Frau wie Fanny Elßler an längſt vergangene Zeiten gemahnen laſſen. Sie ſtrahlte noch damals, obſchon bereits mehr als vierzigjährig, in faſt unberührter Jugendlichkeit und Schöne.

Selbſtverſtändlich bot dieſer Vorgang Anlaß, von Rahel, von Gentz und den Beziehungen zu reden, in denen beide zueinander geſtanden. Nicht lange währte es, ſo hatte Varnhagen klug das Geſpräch auf den ſchriftlichen Nachlaß ſeines alten Freundes gelenkt und Fanny Elßler mit einer wahrhaft ſiegenden Beredſamkeit zu dem Verſprechen bewogen, ihm eine Ausleſe deſſen zu geben, was ſie von Aufzeichnungen ihres ehemaligen Gönners ihr Eigen nannte.

*

Vertraulicher Umgang war das Element, in dem ſich der Geiſt und das Weſen Varnhagens recht eigentlich erſchloſſen. Obſchon er vollkommen den Mann der feinen Geſellſchaft abgab und in allen ihren Umgangsformen bewandert war, ſuchte er ſie doch eigentlich nicht. Er hatte nie ein ſogenanntes Haus gemacht und nie Sinn für die Genüſſe der Küche gezeigt. Von einem Feinſchmecker beſaß er keine Spur. Auch zur Zeit, da Rahel noch lebte, waren ſeine Mahlzeiten und ſeine Weine ſo wenig für verwöhnte Zungen eingerichtet, daß oft und noch vor meinen Ohren darüber geſpöttelt wurde. Nach Rahels Tod lud er keinerlei Geſellſchaft mehr zu ſich ein, und erſt als ſeine Nichte Ludmilla Aſſing zu ihm übergeſiedelt war, fing er allmählich wieder an, geſellig zu werden. Aber ein Kaffee mit Kuchen und einem ſpäteren Glas ſüßen Weins war alles, zu dem man ſich dabei aufſchwang.

Ich habe manchen davon miterlebt. Ich traf dort, in bunter Reihe genannt, Fanny Lewald und Adolf Stahr, A. v. Sternberg, Herman Grimm, Fräulein Solmar, Max Ring, Julius Rodenberg, Bettina v. Arnim, Fräulein v. Crayen, Profeſſor Neander und ſeine Schweſter, Gräfin Klotilde v. Kalkreuth, Frau v. Treskow und deren Tochter Ada, Dr. Behſe, Fürſt Pückler, die ſchöne Frau v. Uttenhoven, General v. Pfuel, den franzöſiſchen Schriftſteller Crépet, die ſtattliche Bildhauerin Eliſabeth Ney, die Witwe von Henrik Steffens und deren Tochter Klärchen, Jegor v. Sievers, Frau v. Nimpſch, Gottfried Keller, Fanny Tarnow, Emil Palleske und viele, viele andere.

Die Unterhaltung war ſtets, wie man ſich denken kann, eine ungemein angeregte und zündende. Was in einer ſolchen an bedeutenden Ausſprüchen und Bemerkungen, an launigen Einfällen und Schlagwörtern geboten wurde, iſt man kaum imſtande ſich vorzuſtellen. Nur in Berlin war eine ſolche Unterhaltung möglich, ſo voll Geiſt, Witz und überraſchender Abwechſlung.

Varnhagen erſchien gewöhnlich, wenn die Eingeladenen alle verſammelt und die Geſpräche im beſten Fluſſe waren. Er ſetzte ſich bald zu dieſem, bald zu jenem, warf hier und da eine Außerung ein, um endlich, wenn ein Gegenſtand ihn beſonders in Anſpruch nahm, in einer längeren Rede alle Anweſenden zu feſſeln.

Sehr wirkſam erwies er ſich in ſcharfen Ausſprüchen oder in munteren Scherzen. So gedenke ich mit Vergnügen der Bemerkung, die er hinwarf und ſpäter in einen Brief an Humboldt einflocht, als man ihm meldete, Herr von Manteuffel ſei 1856 zu den Friedensverhandlungen nach Paris gereiſt. „Es geſchieht das," meinte er, „um aus ſeiner märkiſchen Streuſandbüchſe den Sand drauf zu ſtreuen."

Mit Bettina v. Arnim neckte er ſich unausgeſetzt ſehr artig. Als ſie ihn einmal quälte, er ſolle an den Pſychographen glauben, rief er luſtig: „Sie ſind ſo geſchwind, ſo raſch, Frau v. Arnim, das kann ich nicht; ich bin langſamer. Während Sie jetzt beim Pſychographen ſind, bin ich erſt eben beim Tiſchrücken angelangt!" — Natürlich mußte Bettina lachen.

*

Ludmilla war kein weibliches Wesen der gewöhnlichen Art. Sie besaß einen lebhaften Geist und feinen Sinn zugleich mit großer Charakterstärke und entschiedener Tapferkeit der Gesinnung. Sie zeigte sich in jeglicher Lebenslage zugleich beherzt und klug. Sie verstand sich vortrefflich in die Menschen und Verhältnisse zu schicken und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten. Sie war vor allen Dingen eine gute Wirtschafterin und äußerst haushälterisch.

Aus: Max Ring „Jugenderinnerungen"

Eines Tages überraschte mich eine freundliche Einladung von Varnhagen van Ense, nachdem er mir schon vorher einen höchst anerkennenden Brief über meinen Roman „Die Kinder Gottes" geschrieben hatte. Der berühmte Verfasser der „Denkwürdigkeiten" bewohnte in der Mauerstraße das schöne stattliche Haus Nr. 36, das damals dem Grafen Königsmarck, dem Schwiegervater des Dichters von Putlitz, gehörte.

Vor der Tür empfing mich der alte Diener Ganzmann, das Faktotum seines Herrn, und ließ mich in ein hohes Zimmer eintreten, das mit großen Bücherregalen besetzt war. Während ich angemeldet wurde, fand ich hinlängliche Zeit, mich umzusehen, wobei ich die Bemerkung machen konnte, daß die vielen gebundenen und ungebundenen Bücher hier nicht zum Staate dienten, sondern fleißig benutzt worden waren. Von Eleganz war weder in dem Entree noch in dem Studierzimmer, in das ich

geführt wurde, die geringste Spur. Es fehlte selbst an dem gewöhnlichsten Komfort, den man in einer einigermaßen wohlhabenden Bürgerfamilie anzutreffen pflegt. An der mit graublauer Farbe getünchten Wand stand ein niedriges Feldbett mit roter, schon etwas verschossener Kattundecke, an der entgegengesetzten Seite ein Stehpult von unpoliertem Fichtenholz. In einer Ecke befand sich ein ebenso einfacher großer Schrank, worin der Besitzer seine wertvollen Autographen und Manuskripte verwahrte; der Tür gegenüber ein Sofa mit Roßhaarfüllung, dem man die langjährige Benutzung ansah. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten einige Kupferstiche, das Reliefbild Rahels in Bronze von dem Bildhauer Tieck und eine Gipsstatue Kants, ein Geschenk des berühmten Rauch.

Trotz dieser gewiß fast dürftigen Einrichtung konnte ich mich nicht eines ehrfurchtsvollen Schauers erwehren, da ich unwillkürlich der großen Geister gedachte, die einst in diesen Räumen weilten. Hier hatte Rahel mit den Besten ihrer Zeit gelebt.

Unterdessen war Varnhagen aus einer Seitentür gekommen, ein rüstiger Sechziger, eine imposante Erscheinung, kräftig und stattlich, hochschulterig, mit noch dichtem, wenn auch grauem Haar, breiter freier Stirn, feiner, fast spitzer Nase, etwas eingefallenem, gekniffenem Mund, mit klaren, graublauen Augen hinter einer goldgefaßten Brille. Er war mit einem bequemen, langen Hausrock bekleidet und trug den kurzen Hals frei, ohne Tuch. Mit freundlichem Lächeln grüßend, lud er mich

zum Sitzen auf das ziemlich harte Sofa ein, während er auf einem Holzstuhl mir gegenüber Platz nahm.
Bald war eine mir höchst interessante Unterhaltung im Gange. Er war ein Meister der gesellschaftlichen Rede, unerschöpflich an geistreichen Bemerkungen, Bonmots und pikanten Anekdoten, die er mit bewunderungswürdigem Geschick und ungesucht in das Gespräch zu verflechten wußte; im höchsten Grade anregend und geistvoll, dabei ohne jede Prätension und Koketterie. Wie nur wenige Deutsche besaß er die Kunst der „Causerie", verstand es, anmutig zu plaudern und zu erzählen, vorausgesetzt, daß er bei guter Laune war. Um Stoff brauchte er nie verlegen zu sein, da er selbst viel erlebt und gesehen hatte, so daß er einer lebendigen Enzyklopädie, einem biographischen Lexikon glich, nur mit dem Unterschiede, daß er statt dürrer Begebenheiten die frischesten Charakterzüge gab, was seiner Unterhaltung einen besonderen Reiz verlieh.
Mit wenigen, aber sicheren Strichen zeichnete er so in der kurzen Zeit meines ersten Besuches eine Galerie bedeutender Männer aus seiner Bekanntschaft: Chamisso, Schleiermacher, Heine, Hardenberg, Wilhelm und Alexander v. Humboldt. So gab ihm das Privatleben Schleiermachers die Veranlassung zu den interessantesten Mitteilungen über die heftigen Seelenkämpfe des berühmten Theologen, welcher die Gattin eines mit ihm befreundeten Kollegen so leidenschaftlich liebte, daß er ernstlich den Gedanken faßte, durch Verhungern seinem Leben ein Ende zu machen und nur durch die Da-

zwischenkunft seiner Freunde an der Ausführung seines verzweiflungsvollen Vorhabens verhindert wurde. Auch von Wilhelm v. Humboldt berichtete Varnhagen höchst seltsame Züge, welche den großen Staatsmann in einem eigentümlichen Lichte erscheinen ließen und mehr an die Zeit freier griechischer Sitten und an den Kultus „nackter Schönheit", als an die fromme pietistische Richtung des Hofes unter Friedrich Wilhelm III. erinnerten. Wie Varnhagen mir zu verstehen gab, hielt ihn nur die Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten ab, ein anderes Lebensbild von dem Verstorbenen zu veröffentlichen, als dessen bekannte „Briefe an eine Freundin" und sonstige Biographien geben.

Nach diesem ersten Besuch war es mir im Verlauf der Zeit vergönnt, Varnhagen persönlich näherzutreten und als sein Hausarzt, zu dem er mich später erwählte, tiefere Blicke in sein Inneres zu tun. In meiner Vertrauensstellung war ich vielfach Zeuge der wahrhaft rührenden Fürsorge für seine und Rahels treue Dienerin, die „alte Karoline", während ihrer langen schmerzhaften Krankheit. Er selbst pflegte sie und reichte ihr mit eigener Hand die verordneten Arzneien. Als die Gefahr immer größer wurde, wich er weder bei Tag noch des Nachts von ihrem Lager. Tief erschütterte ihn der Tod der alten Dienerin, und nie werde ich den Augenblick vergessen, wo er zu Füßen der Sterbenden niederkniete, ihr die bereits erkalteten Hände küßte, die gebrochenen Augen zudrückte und ihr weinend nachrief: „Lebe wohl, du gute, treue Seele!"

Überhaupt besaß Varnhagen eine große Herzensgüte und weit mehr Gemüt, als ihm selbst seine Bekannten zutrauten. Er war ein Freund der Armen, ein Wohltäter aller Bedürftigen. An jedem Weihnachtsabend ging er, sobald es dunkelte, in Begleitung seiner Nichte und der alten Dienerin auf die Straße, wo er arme, verlassene Kinder aufsuchte, nach seiner Wohnung führte und sie reichbeschenkt entließ.

Solche Züge sprachen für sein Herz und widerlegten hinlänglich den allgemeinen Irrtum und das Geschwätz von seiner diplomatischen Kälte und seinem großen Egoismus. Wer ihm näherstand, hatte im Gegenteil öfter die Gelegenheit, seine Humanität und Menschenfreundlichkeit zu bewundern, seine oft nur zu leidenschaftlichen Gefühle kennenzulernen, obgleich er sich so sehr als möglich zu beherrschen wußte und um so ruhiger und kälter erschien, je heftiger es in seinem Inneren stürmte. Bei aller Klugheit und Besonnenheit war Varnhagen von Natur ein geborener Sanguiniker, leicht bewegt und erglühend, aber ebenso schnell wieder beruhigt und abgekühlt.

Dieses Temperament und ein eigentümlich weiblicher Zug in seinem Charakter dürften der Schlüssel zu seinem wahren Wesen sein und so manche auffallende Widersprüche und Rätsel in seinem Leben erklären. Vielleicht hatten Rahels männlicher Geist und ihre große überwältigende Persönlichkeit unbewußt dazu beigetragen, seine Naturanlage zu steigern und ihm eine derartige rezeptive, für die verschiedensten Eindrücke nur

zu empfängliche Richtung auf Kosten seiner männlichen Kraft und Festigkeit zu geben. Trotz seiner großen Begabung war Varnhagen kein eigentlich produktiver und schöpferischer Geist. Als Schriftsteller hatte er kein epochemachendes Werk hinterlassen, als Staatsmann keinen tiefen und dauernden Einfluß geübt. Er war, wie es Frauen zu sein pflegen, ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Personen und Zustände. Begabt mit einem feinen Gefühl, sicherem Takt und einem stark entwickelten Sinn für Form und Ordnung, war er ein Meister des geglätteten, sorgfältig polierten Stils, dem jedoch zur Vollendung die nötige Kraft und Originalität fehlte.

*

Auch in seinem Charakter zeigte er eine fast weibliche Weichheit und Schmiegsamkeit, aber auch eine große Reizbarkeit und Launenhaftigkeit, den überraschendsten Wechsel der Stimmung und Empfindung, heftige Sympathien und Antipathien, die ebenso schnell in ihr Gegenteil umschlugen und meist nur kurze Zeit anhielten, leidenschaftliche Liebe und Haß, leichte Verletzbarkeit, Eitelkeit und Vorurteile aller Art; daneben eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, Hingebung an seine Freunde, Mitleid und Opferfähigkeit, wie man sie nur in den beweglichen, gefühlvollen Frauenherzen zu finden pflegt.

*

In seiner Jugend eifriger Voltaireaner, schloß er sich später der romantischen Richtung an. Der eifrigste Verehrer Goethes sympathisierte mit Heine und dem jungen

Deutschland. Der Bewunderer Lessingscher Toleranz und Klarheit schrieb das „Leben Zinzendorfs", des pietistischen Stifters der Brüdergemeinden, und hing voll zärtlicher Freundschaft an dem frommen Neander. Der Vertraute eines Gentz und Metternich jubelte laut bei dem Ausbruch der Märzrevolution über den Sieg der Demokratie. Der kalte, glatte Diplomat zeigte ein warmes Herz für das arme Volk und huldigte selbst den Lehren eines gemäßigten Sozialismus. Der gesuchte Gesellschafter der aristokratischen Kreise drückte im geheimen die schwielige Faust des Proletariers und schwärmte für Freiheit und Gleichheit. Mit bewunderungswürdiger Kunst wußte Varnhagen all diese feindlichen Gegensätze zu vereinigen und zu versöhnen. In seinem Salon sah man den früheren Ministerpräsidenten von Pfuel und den sozialistischen Agitator Lassalle, den Redakteur der demokratischen Volkszeitung Bernstein und den aristokratischen Verfasser reaktionärer Romane Baron von Sternberg, den katholischen Fürsten von Hatzfeld und den jüdischen Prediger Sachs, den indiskreten Vehse und den alten zugeknöpften Geheimen Legationsrat Herrn von Hänlein. Ganz besonders aber interessierte sich Varnhagen für die literarische Jugend, die an ihm einen ebenso milden Beurteiler wie warmen Freund und Beschützer hatte. Zu den in seinem Haus verkehrenden Schriftstellern und Künstlern zählten Gustav v. Putlitz, Rudolf v. Gottschall, Julius Rodenberg, Feodor Wehl, Emil Palleske, Herman Grimm, Gisela von Arnim, die schöne talentvolle Bildhauerin Elisabeth

Ney, die bereits erwähnte Hofschauspielerin Lina Fuhr und die berühmte Schröder-Devrient. Dazu kamen noch die älteren Bekannten und Freunde Fanny Lewald, Adolf Stahr, Eduard Frank, Heinrich Steffens, Fräulein Solmar, die Jugendfreundin der Rahel, Fürst Hatzfeld mit seiner reizenden Gattin, deren Mutter, Frau Nimptsch mit ihrer hochbegabten Enkelin, Fräulein Marie v. Busch, der späteren Gattin des Ministers v. Schleinitz und begeisterten Verehrerin Richard Wagners. Für alle diese verschiedenen Persönlichkeiten besaß Varnhagen das feinste Verständnis und die humanste Teilnahme. Nichts Menschliches blieb ihm fremd, und keine bedeutende Erscheinung entging so leicht seinen scharfen Blicken. Jedes Talent, jede wahre Gesinnung zog ihn an und fand bei ihm wohlwollende Anerkennung und Förderung. Durch solche Eigenschaften wurde er unwillkürlich der Mittelpunkt eines interessanten Kreises, der letzte Repräsentant einer höheren Geselligkeit in Berlin.

Aus Rücksicht auf die meist angegriffene Gesundheit und die Gewohnheit Varnhagens versammelten sich seine Gäste um fünf Uhr nachmittags und blieben gewöhnlich bis acht Uhr abends. Die Bewirtung war höchst einfach, eine Tasse Kaffee, Kuchen, Torten und süße Likörweine in Spitzgläsern, im Sommer auch Eis. Um so reicher war der geistige Genuß und die wahrhaft glänzende Unterhaltung. Man würde sich jedoch eine ganz falsche Vorstellung von diesen unvergeßlichen Abenden machen, wenn man glauben wollte, daß in diesen Gesellschaften hauptsächlich literarische, wissen-

ſchaftliche oder politiſche Intereſſen vorgeherrſcht hätten oder der ſogenannte äſthetiſche Berliner Ton angeſchlagen worden wäre. Im ganzen kann man ſich aber keine harmloſeren und ungezwungeneren Geſpräche denken; fortwährend wechſelten Scherz mit Ernſt, geiſtreiche Bemerkungen und heitere Anekdoten, bedeutende Gedanken und witzige Einfälle; alles ohne jede Prätenſion und Schöntuerei. Da war kein Haſchen nach Geiſt, keine hohlen Phraſen, kein geſuchtes Weſen und kein falſches Pathos; man lachte, ſcherzte und überließ ſich einer natürlichen Heiterkeit, einer unbefangenen Fröhlichkeit, obgleich auch der Ernſt nicht ausgeſchloſſen war und die guten Formen der feinſten Geſelligkeit ſtreng, aber ohne Steifheit und Pedanterie ſtets beobachtet wurden.

Varnhagen ſelbſt war der beſte Geſellſchafter, ein unübertrefflicher und unnachahmlicher Erzähler, dem es nie an Stoff gebrach. Beſonders waren die anweſenden Frauen von ſeiner Unterhaltung entzückt und ſelbſt die jüngſten Damen ſchwärmten von dem alten Herrn, der ſo anmutig zu ſcherzen und ſie zu necken verſtand, ohne ſeiner Würde und dem Anſtand das Geringſte zu vergeben.

Mit ihm wetteiferte der frühere Miniſterpräſident und General der Infanterie Ernſt v. Pfuel, oder wie er in Berlin allgemein genannt wurde, der alte Pfuel, der tapfere Held der Befreiungskriege, der Jugendfreund des Dichters Heinrich v. Kleiſt, der Gründer der nach ihm benannten Schwimmſchulen, einer der hervor-

ragendſten Männer dieſes exkluſiven Kreiſes, der wie Varnhagen der Geſchichte angehörte.

*

Auch das weibliche Element war in dem Hauſe Varnhagens zahlreich vertreten, wenn auch keine der hier verkehrenden Frauen die unvergeßliche Rahel zu erſetzen vermochte. Ihre Stelle als Hausfrau verſah die bekannte Ludmilla, die Tochter der geiſtreichen Schweſter Varnhagens Roſa Maria Aſſing. Fräulein Ludmilla beſaß eine zierliche Figur, ein weniger ſchönes als intereſſantes Geſicht, feine, ſpitze Züge, deren Schärfe jedoch durch eine angeborene Freundlichkeit gemildert wurde. Obgleich eine Verſtandesnatur, geriet ſie leicht in Enthuſiasmus und leidenſchaftliche Begeiſterung. Sie ſprach meiſt mit einem Pathos, das gemacht erſchien, aber ihr zur Gewohnheit geworden war, wie öfters die Unnatur mit der Zeit zur Natur werden kann. Geiſtreich, klug, wohlunterrichtet und gebildet, ſchrieb ſie nach dem Vorbild ihres Onkels und in ſeinem feinen, geglätteten Stil kleinere Artikel für verſchiedene Zeitſchriften, ebenſo die Biographie der Sophie Laroche, der Freundin Wielands, und der Gräfin Eliſa v. Ahlefeldt, der geſchiedenen Gattin des berühmten Freiſcharenführers v. Lützow und langjährigen Seelenfreundin des Dichters Immermann. Außerdem malte Ludmilla mit dilettantiſchem Geſchick Porträts, beſonders die Bilder ihrer Bekannten, mit denen ſie die Wände ihrer Wohnung ſchmückte. Die anſehnliche Sammlung von meiſt intereſſanten Perſönlichkeiten wurde von uns ſcherzweiſe „die Galerie

männlicher und weiblicher Schönheiten" genannt und gab zu manchen heiteren Bemerkungen Veranlassung. Mit bewunderungswürdiger Elastizität wußte sich Ludmilla der Denkweise und den Gewohnheiten Varnhagens anzupassen und ihm eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Sie lebte, dachte, fühlte nur mit ihm und für ihn; selbst ihre zierliche Handschrift zeigte eine auffallende Ähnlichkeit mit der seinigen und sowohl ihr schriftlicher wie ihr mündlicher Ausdruck erinnerten so sehr an ihn, daß es schwer fiel, beide voneinander zu unterscheiden. Nach dem Tode Varnhagens, der sie mit Umgehung ihrer jüngeren Schwester, die in Neuyork als Schriftstellerin lebte, zur Universalerbin ernannt hatte, veröffentlichte Ludmilla auf Veranlassung Lassalles den schriftlichen Nachlaß ihres Onkels, besonders die „Tagebücher", die peinliches Aufsehen erregten und ihr eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung zuzogen. Zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt, flüchtete sie nach Italien, wo sie in Florenz sich niederließ und mit der italienischen Demokratie, auch mit Garibaldi und Mazzini, in freundschaftliche Verbindung kam. Schon im vorgerückten Alter heiratete sie den verabschiedeten Bersaglieri-leutnant und Schriftsteller Grimelli, von dem sie sich jedoch bald wieder scheiden ließ. Kurz vor ihrem Tode verfiel sie in ein geistiges Leiden. In ihrem Testament setzte sie die italienische Demokratie zur Erbin ihres nicht unbedeutenden Vermögens und ihrer Villa in Florenz ein. Ihre aus Amerika zurückgekehrte Schwester, mit der sie gänzlich zerfallen war, suchte das Testament

Friedrich von Gentz
Lithographie von Lieder

anzufechten, wurde aber mit ihrer Klage abgewieſen, worauf ſie ſich das Leben nahm. In ſo tragiſcher Weiſe endete das Haus Varnhagens, das einſt ein Glanzpunkt der Berliner Geſellſchaft war.

Unter den mit Ludmilla befreundeten Frauen ragte vor allen die Gräfin Eliſe v. Ahlefeldt hervor, die gewiſſermaßen die Poeſie der Freiheitskriege und die Muſe Immermanns in ihrer Perſon verkörperte. Obgleich bejahrt und leidend, war ſie noch immer eine anziehende Erſcheinung, ſchlank gewachſen, mit ſeelenvollen blauen Augen, anmutig und graziös, weiblich zart und mild, begeiſtert für alles Große, Schöne und Edle, weniger durch glänzenden Geiſt, als durch ihr tiefes Gemüt anſprechend und feſſelnd, wie geſchaffen zur Freundin eines Helden und Dichters. Ein eigener Zauber umſchwebte die bleiche kränkliche Gräfin, die Erinnerung an eine große Zeit, die Geiſter jener herrlichen Jugend, die ſich einſt um ſie und ihren Gatten, den kühnen Freiheitskämpfer geſchart. Ihr hatte früher „Lützows wilde Jagd" gehuldigt: der tapfere Frieſen, „ein lichter Schönheitsſtrahl", wie Arndt von ihm geſungen, und Theodor Körner waren ihre Ritter und ihr ergeben bis in den Tod.

Ohne jede eigene Schuld von dem ritterlichen, aber leichtſinnigen Lützow 1825 geſchieden, ſchloß die Gräfin ſpäter mit dem bekannten Dichter Immermann ein Freundſchafts- und Seelenbündnis. Beide führten miteinander in Düſſeldorf mehrere Jahre ein wahrhaft poetiſches Leben, in Geſellſchaft der bedeutenden Künſtler und

Kunſtforſcher jener Stadt. Schon nach einigen Jahren endete das Bündnis zwiſchen dem jüngeren Dichter und der älteren Gräfin, wie die meiſten derartigen Verhältniſſe zu enden pflegen, mit einer bitteren Enttäuſchung. Bei einem Beſuche, den Immermann in Magdeburg abſtattete, lernte er eine junge Dame, Marianne Niemeyer aus Halle kennen, mit der er ſich bald darauf verheiratete.

Nach dieſer ſchmerzlichen Trennung von dem Dichter reiſte die Gräfin mit ihrer treuen Freundin Johanna Dieffenbach, der Gattin des berühmten Chirurgen, nach Italien. Zurückgekehrt, zog ſie 1840 nach Berlin, wo ſich bald wieder ein neuer Kreis hervorragender Männer und Frauen um ſie ſammelte. Zu ihren Freunden und Bekannten zählte ſie Wilhelm v. Humboldt, Ludwig Tieck, den Bildhauer Rauch, die Maler Cornelius und Wach, die Profeſſoren Friedrich v. Raumer und Heinrich Steffens, die Schriftſtellerinnen Henriette Paalzow, Katharina Diez, Fanny Lewald, Luiſe Mühlbach mit ihrem Gatten Theodor Mundt. Vor allen aber hing an ihr der General v. Palm, der Waffengenoſſe Lützows und Frieſens, mit unerſchütterlicher Treue. Noch immer übte die Gräfin auf die dichteriſche Jugend, die ſie zum Schaffen anregte und durch ihren Beifall aufmunterte, den alten Zauber. Wie einſt Immermann in Düſſeldorf, ſo las ihr jetzt in ihrem trauten Heim zu Berlin Feodor Wehl ſein erſtes Trauerſpiel „Hölderlins Liebe" vor, Guſtav v. Putlitz „das Pfand der blauen Schleife", Palleske ſeinen „König Monmouth" und Gottſchall die

epiſchen Gedichte „Lambertine Mericourt“ und „Carlo Zeno“. Bis zu ihrem Tode nahm ſie den innigſten Anteil an der Poeſie der Gegenwart, förderte ſie durch ihren feinen Takt, ihr ſicheres Urteil und ihr Kunſtverſtändnis die jungen Talente, welche an ihrem Grabe trauerten und ihr ein liebevolles Gedächtnis bewahrten.

Aus: Alexander von Sternberg „Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit“

Wie es in den Zeiten des Verfalls des Rittertums noch einzelne Kämpen gab, die, auf ihren einſamen Schlöſſern ſitzend oder an den Höfen der Fürſten erſcheinend, noch die ganze Fülle der chevalereſken Tugenden in ſich wahrten, und von dem Glanze ihrer untergegangenen Periode die ſchönſten Zeugniſſe an ſich ſelbſt und an ihren Reden vorweiſen konnten, ſo erſchien mir auch Herr von Varnhagen, als ich ihn kennenlernte, als ein ſolcher Chevalier sans peur et sans reproche des galanten geiſtreichen Berlin, das mit dem Prinzen Louis Ferdinand begann und mit dem dicken Profeſſor Gans ſchloß. Eine ſeltſame Gabe der Rede, eine Lebendigkeit des Vortrags, jene unſchätzbare Gabe, witzig ohne Längen, anregend ohne Anmaßung, belehrend, ohne pedantiſch zu ſein, und vor allen Dingen immer mit guter Laune Dinge zu erzählen, die andern die gute Laune verdorben haben, machten Herrn von Varnhagen zu einem koſtbaren Kleinod in den „geſprochenen Memoiren“ der Salonunterhaltung. Ohne je einem hiſtoriſchen Faktum wehe zu tun, wußte er doch ſeine Schilderung

der Perſonen und Dinge immer ſo lebhaft zu kolorieren, daß ſie jenes fertige, runde und bewegliche Leben gewannen, das erforderlich iſt, auf daß ſich eine geiſtvolle, frivole Salonwelt daran erfreue. Der Geiſt, der dieſe Art Unterhaltung und dieſen geſelligen Verkehr im engſten zuſammenhielt, war die „Rückſicht", der Zwang, den jeder ſich auflegte, bei aller Freiheit ſich geiſtig zu bewegen, niemals doch durch irgendein Wort, durch Spott oder durch ein ſich Gehenlaſſen der Geſellſchaft oder einem Mitgliede derſelben zu nahe zu treten.

Bei aller dieſer gewinnenden Form ſcheint es doch nicht, als wenn es Herrn v. Varnhagen gelungen, ſich dauernd Freunde zu erwerben. Sein Charakter hauchte eine gewiſſe Kälte aus, die empfindlich wirkte und nachhaltig einen zur Beſinnung brachte, wenn man anfangs durch das Glänzende der äußeren Erſcheinung allzuſehr in Anſpruch genommen war. In ſeinen Urteilen und Ausſprüchen lag eine beißende Schärfe und oft eine kalte Nichtbeachtung der Gründe und Worte, die der Gegner anzubringen hatte. Der Spott war bei ihm niemals ein gutmütiger und ſtets mit der ſcharfen Lauge verſetzt, die die wirkliche oder auch nur eingebildete Übermacht dem andern Teile mußte empfinden laſſen. Aber wie ſollte dies anders ſein? Wer viel in der Welt gelebt hat, wer ihr Treiben kennt und nicht dabei Kopfhänger oder Feigling iſt, der muß dem „Volk da draußen" die Zähne zeigen. Dieſer Geſtus des „Zähnezeigens" wird ſpäter zur Grimaſſe: Voltaire hatte dieſe Grimaſſe bis zur Lächerlichkeit an ſich. Es gibt Männer, deren

Stolz darin beſteht, nie eine Unbill, die ihnen angetan worden, unvergolten und ungerächt hingehen zu laſſen; zu dieſen ſcheint Varnhagen zu gehören, und da er die unſchätzbare Gabe der Gegenwart des Geiſtes beſitzt, ſo braucht er nicht zu dem kläglichen „Treppenwitz" ſeine Zuflucht zu nehmen, ſondern kann gleich mit lachendem Munde „Böſes mit Böſem" vergelten. Man ſieht, bei der guten Geſellſchaft – verliert der Teufel nichts. Und ſo ſoll es auch ſein. Die gute Geſellſchaft lehrt die Menſchen nicht beſſern, ſie lehrt ſie nur, ſich zu amüſieren. Das Beſſerwerden iſt jedes einzelnen Sache für ſich zu Hauſe.

*

Als ich in Wien den jetzt verſtorbenen Hammer-Purgſtall über Varnhagen ſprach, ſagte dieſer: „Bei allen Kenntniſſen und allem Wiſſen bedaure ich Herrn v. Varnhagen, denn er hat nie verſtanden, drei kleine Worte auszuſprechen." „Und dieſe ſind?" fragte ich. „Drei kleine Worte: ‚Ich irrte mich', und dieſe Worte muß ein Gelehrter auszuſprechen wiſſen, dem es nicht um ſeine Perſon, ſondern um die Sache zu tun iſt. Man wird nicht groß ohne dieſe drei Worte."

Aus: Julius Rodenberg „Erinnerungen aus der Jugendzeit"

Die berühmten Varnhagenſchen Kaffees fanden nicht an beſtimmten Tagen ſtatt, vielmehr ward zu jedem beſonders eingeladen, aber immer um dieſelbe Stunde, nachmittags halb fünf. Es war dann, in dieſen Wintertagen, ſehr behaglich, hell und warm in dem hohen

und geräumigen Empfangszimmer, während die Sitze rings um den großen, runden Tisch in der Mitte sich allmählich füllten. Da die Gesellschaft stets eine sehr distinguierte war, so mußte sich ein junger Ankömmling aus der Provinz schon etwas zusammennehmen; aber dieser Zwang hatte doch auch, im besten Sinne des Wortes, etwas Erziehendes, und endlich empfand man ihn gar nicht mehr. Damen aus den ersten Familien und mit alten historischen Namen, hohe Staatsbeamte, Militärs, Schriftsteller, Künstler traf man hier, alle mit einer mehr oder minder hervortretenden Neigung zur Kritik, wodurch der Unterhaltung ihr Gepräge gegeben ward. Man sprach von allem möglichen, was in der Welt und in der Stadt vorging, von den neuen Stücken, von den neuen Büchern, von den neuen Bildern; und hier, bei diesen nachmittäglichen Zusammenkünften, zeigte sich Varnhagen von seiner anziehendsten Seite, nicht ohne zuweilen eine satirische Bemerkung und ein ironisches Wort, aber immer in einem verbindlichen Ton und mit einer gemessenen Haltung. Von äußerster Zuvorkommenheit gegen die Jugend, vergaß er nie, was er der Würde seines Alters schuldig war, so daß man, wenngleich in respektvoller Entfernung, doch auch das Gefühl der Sicherheit erhielt, welches jedem möglich machte, sich auf dem ihm angewiesenen Platze mit vollkommener Freiheit zu bewegen. Dieses dünkt mich das erste Zeichen jener Kunst des Menschenumgangs, die der Rahel nachgerühmt und als ihr Erbteil hier gepflegt ward.

*

Nachdem der Varnhagensche Salon längst verfallen war, hat es Frau v. Tresckow verstanden, in dem ihrigen noch einmal die verwandten Elemente zu versammeln. Es war der letzte Salon dieser Art in Berlin, in dem großen, schattigen Hinterzimmer des Hauses Leipziger Platz Nr. 18, da wo jetzt das Palasthôtel seine prunkende Front ausbreitet. Ebenso geistreich anregend und von einer grenzenlosen Güte des Herzens, wie die Mutter, war ihre Tochter, Ada v. Tresckow, eine höchst begabte Natur, mit einer starken Neigung für das Phantastische, die später, als sie sich unter dem Pseudonym Günther v. Freiberg in der Literatur bekannt gemacht, auch in ihren Schriften hervortrat. Daneben besaß sie damals schon, in ihrer ersten Jugend, einen drolligen Humor und ein unvergleichliches Talent, anderen Leuten nachzumachen, besonders der guten Ludmilla. Zum Totlachen war es, wenn sie dieser, mit tiefem Atemholen, das Wort „der Onkel" nachsprach, wobei man das schmale Gesicht erglühen und das goldene Kreuzlein auf dem schmächtigen Busen sich heben und senken zu sehen meinte. Denn allzu glimpflich ging ja freilich auch Ludmilla nicht immer mit ihren Nebenmenschen um. Sie konnte, wenn sie wollte, sehr spitz sein, sowohl mit der Feder wie mit der Zunge.

Aus: Fanny Lewald „Meine Lebensgeschichte"

Fräulein Solmar war eine entfernte Verwandte von Rahel Levin und lebte damals, wie noch lange Jahre

nachher, in dem oberen Stockwerk des königlichen Bankgebäudes, dessen Fenster auf die hohen Baumwipfel eines schattigen Gartens niedersahen. Von Varnhagen und von dem geistigen Leben Berlins zu sprechen, ohne Fräulein Solmars zu erwähnen, in deren Zimmern sich durch ein Menschenalter fast alles zusammenfand, was die deutsche, ja man kann wohl sagen, was die europäische Literatur an Namen aufzuweisen hatte, ist aber wohl nicht möglich; abgesehen davon, daß sie und ihr Salon damals fast allein noch jene Tradition der alten Berliner Geselligkeit aufrecht erhielten, welche in dem Varnhagenschen Hause einst ihren Gipfel gehabt hatte.

Niemand wird aber zufällig der Mittelpunkt eines Kreises von ausgezeichneten Menschen. Das Bedeutende zu erkennen, muß man selber Bedeutung haben, und um es dauernd an sich zu fesseln, dazu gehören Eigenschaften, die sich nur selten so wie in Fräulein Solmar, der langjährigen Freundin Varnhagens, zusammenfinden. Mit schnellem klaren Verständnis verband sie eine lebhafte Empfindung für Wahrheit und für das Schöne, und zugleich eine ganz ungewöhnliche Anspruchslosigkeit. Sie sprach die modernen Kultursprachen wie ihre Muttersprache, kannte die moderne Literatur in ihrer weitesten Ausdehnung, und hatte neben der liebevollen Gabe, vortrefflich zuzuhören, die höchste Anmut im Erzählen, wobei ihr die ganze Tonskala von dem würdigsten Ernste bis zu dem Humor des heiteren Berliner Witzes gleichmäßig zu Gebot stand. Dabei war sie ihrer Zeit eine ausgezeichnete

Sängerin und Klavierſpielerin geweſen. Altersgenoſſen rühmten ihr Talent für das Schauſpiel, und jeder, der ſie näher kannte, mußte die Einfachheit, die Gradheit ihres Weſens neben der feinſten Form und der zarteſten Diskretion ſchätzen lernen. Durch die ganze Reihe meiner Erinnerungen iſt mir keine zweite Frau vorgekommen, die ſo wenig von ihren Gäſten für ſich ſelbſt verlangte, die völlig heiter und zufrieden war, wenn andre ſich behaglich bei ihr fühlten, und ich habe überhaupt nur wenig Frauen gekannt, welche ihren Freunden ſo durch alle Wechſelfälle des Lebens unwandelbar verläſſig blieben wie ſie, ohne ihnen je ein Freundſchaftsverſprechen oder eine beſondere Freundſchaftsverſicherung gemacht zu haben. Klänge es nicht geſucht, und das iſt es nicht, da das Bild ſich mir eben unwillkürlich bietet, ſo möchte ich ſagen, man gewöhnte ſich, wenn man ſie kannte, auf ſie und ihre Beſtändigkeit wie auf die Wiederkehr des Tages zu bauen. Das Gute und Liebenswürdige wurde ſo ſelbſtverſtändlich an ihr.

Ebenſo einfach wie ſie ſelbſt, war auch die Art, in welcher ſie ihre Gäſte behandelte. Sie hatte, was ſo vielen Hausfrauen fehlt, die unſchätzbare Klugheit, die Menſchen in Ruhe, das heißt, ſie gewähren zu laſſen. Niemand brauchte ſeinen Geiſt, ſein Wiſſen in ihrer Nähe beſonders zu beweiſen, niemand brauchte Künſte zu machen; und weil man volle Freiheit hatte, gab jeder ſich unbefangen in ihrem Hauſe, bot jeder unwillkürlich ſein Beſtes dar, und alle Teile fanden eine Befriedigung in dem ſchönen, heitern Zimmer der trefflichen Frau.

Fräulein Solmars Gewohnheiten waren von je sehr häuslich. „Man braucht nur hübsch in Berlin und in seiner Stube zu bleiben," pflegte sie zu sagen, „um alle Welt kennenzulernen!" Und für ihr Teil hatte sie damit recht. Sie empfing ihre Freunde an jedem Abende. Nach sieben Uhr fand man sie, mit seltensten Ausnahmen, Winters an ihrem Teetisch sitzen, ihre verwitwete Schwester und deren Tochter ihr gegenüber, und es währte dann auch nicht lange, bis dieser oder jener Fremde und einer oder der andere alte Bekannte sich bei ihr einstellten. Wer aber auch kommen, wie groß die Zahl der Gäste auch werden mochte, ein bestimmter Stuhl, ein wunderlicher dreieckiger Sessel, zur rechten Seite des Sofas dicht neben dem Ofen, wurde von niemand eingenommen, denn diesen Stuhl hatte Herr von Varnhagen sich ausgewählt, und Herr von Varnhagen kam damals an jedem Abende zu seiner Freundin.

Kurz vor acht oder doch nur wenig später pflegte sich regelmäßig die breite einflüglige Türe des nicht eben hohen Salons zu öffnen, und es trat dann raschen Schrittes ein Mann von etwa sechzig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Bande um den Hals, den Hut und den Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen dreieckigen Lehnstuhl an Fräulein Solmars Seite begeben und, während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er

ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch legen. Das war der Geheimrat Varnhagen v. Ense. Kaum daß er sich niedergelassen hatte, so wendete er sich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das feine, bewegte Mienenspiel seines Antlitzes zu betrachten. Sein Gesicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, so daß man es sich ohne Mühe vorstellen konnte, welch eleganter Offizier er gewesen, und wie gefällig seine Erscheinung sich auf dem Parkett des diplomatischen Salons dargestellt haben mußte, da sie noch in späteren Jahren so viel Anmut besaß. Er trug eine Brille mit sehr großen Gläsern, hatte aber weder das Ansehen noch die Manieren eines Kurzsichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obschon er auch im Sitzen bisweilen lange den Stock in der Hand behielt, war seine Gestikulation für einen Deutschen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte seine Worte mehr als im allgemeinen unter uns geschieht, durch Bewegung des Kopfes und der wohlgeformten und wohlgepflegten Hände zu begleiten.

*

Herr v. Varnhagen wohnte in der Mauerstraße, in einem Quartiere des palastähnlichen Hauses Nummer sechsunddreißig, das er schon zu Rahels Zeiten innegehabt hatte, und in welchem sie und auch er gestorben sind. Es war ein großes Haus mit ansehnlichem Portal, recht für den Empfang von Gesellschaft gemacht. Die

weite Einfahrt, die breite, gelind ansteigende Treppe, die durch Spiegel maskierten Eingangstüren im ersten Stock, die Bänke für eine wartende Dienerschaft hatten etwas vornehm Gastliches. Trat man aber aus diesem Vorhause in die Varnhagenschen Zimmer hinein, so befand man sich mit dem ersten Schritte in einer großen Bibliothek, und das weltmännische Element und die Gelehrsamkeit, welche sich in Varnhagen zusammenfanden, waren dadurch gleich bei dem Eintritt wie in einem Bilde dargestellt.

Nachdem der Bediente mich ihm angemeldet hatte, öffnete mir eine ältliche Frauensperson, deren Kleidung zwischen der Tracht einer Dienerin und einer Dame die Mitte hielt, die Stubentüre, und trat mit mir zusammen bei Herrn von Varnhagen ein, der ausgestreckt, mit einer seidenen Decke bedeckt, auf einem kleinen unbehaglichen Sofa lag, welches nach englischer Weise unter den Fenstern stand. Er sah viel älter als am Abende aus, klagte über seine schlechte Gesundheit, und die ältliche Frau machte sich geflissentlich das Geschäft, ihm die Decke zurechtzulegen. „Das ist Dore!" sagte er freundlich, „die Ihnen wohl aus Rahels Briefen bekannt sein wird."

Man kann nicht sagen, er sprach, wie er schrieb: denn er sprach weit hinreißender, als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt und, wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhüllte dann nichts, er nannte die Dinge

bei ihren Namen. Ich habe oftmals, wenn ich in ſpäteren Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes beſuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Geſprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört und mir dabei gedacht, wie belebend Varnhagens Vortrag für ein Auditorium und welch ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder geweſen ſein würde.

Einſichtsvolle hiſtoriſche Auseinanderſetzungen, geſchichtliche und literariſche Anekdoten und Charakteriſtiken, Urteile über Lebende und Verſtorbene, kritiſche Zergliederungen neuer Werke, und flüchtige, oft ſatiriſche Wiederholungen eben vernommener intereſſanter Tagesereigniſſe wußte er in ſolchen Geſprächen auf das geſchickteſte ineinander zu verweben, ſo daß man ſich bei ihm ſtets auf das unvergleichlichſte unterhielt und in den meiſten Fällen weſentlich belehrt und angeregt fand, ohne wie bei Herrn v. Humboldt die Empfindung zu haben, daß er gefliſſentlich unterhalte, und ohne ſich dafür zu beſonderem Dank verpflichtet zu fühlen. Das klingt vielleicht ſonderbar: aber es iſt das nichts Unehrerbietiges, ſondern nur etwas menſchlich Berechtigtes. Wie aufrichtig man nämlich auch zum Verehrer des Großen und Erhabenen geneigt ſein mag, ſo hat man es doch nötig, ſich mit demjenigen, mit dem man in der Unterhaltung verkehren ſoll, annähernd auf gleichem Boden zu befinden, oder ihn mindeſtens nicht durch die allgemeine Verehrung ſo hoch über die ganze Menſchheit hinaus erhoben zu ſehen, daß eine andere An-

näherung, als die des bewundernd staunenden Emporschauens, unmöglich wird. Man kann vor einem Kolosse, der auf hochragendem Piedestale sich über unsere Häupter weithin sichtbar erhebt, nicht dieselbe Empfindung haben, welche uns aus einer menschlich schönen Statue in umfriedetem Raume erfüllt. Und gerade das Leichtzugängliche, das anscheinend Absichtslose und doch stets Bewußte und Formvolle in Herrn von Varnhagens Unterhaltung machte diese in so hohem Grade erfreulich.

Ich habe mir, eifrig zuhörend, oftmals die kleine Stube betrachtet, während er sprach. Ein schlichtes Bett, zwei altmodische, vielgebrauchte Schreibtische dicht aneinander gerückt, das kleine Sofa, ein paar bücherbedeckte Tische und Stühle, das war alles. Aber die Wände hingen voll Porträts; hier mahnte eine Statuette, dort ein Relief an die bedeutenden Menschen, welche als Gäste und Freunde in diesem unscheinbaren Raume geweilt hatten.

Varnhagen hatte ein Alter von dreiundsiebzig Jahren erreicht, als ihn ein plötzlicher, schmerzloser Tod unerwartet der Welt und seinen Freunden entriß. Obschon fortwährend kränkelnd, befand er sich doch bis zur letzten Stunde seines Lebens in fast ungeschwächtem Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Ja, man konnte sagen, daß in seiner schriftstellerischen Produktion sich Ausdruck und Darstellung fortwährend gesteigert hatten. Nur ein mehr und mehr sich geltend machender Zug und Hang zum Anekdotischen in der Unterhaltung konnte in den letzten Zeiten als Zeichen des Greisen-

alters dienen. Sein Anteil aber, den er eben ſowohl an den Begebniſſen ſeiner Freunde und Bekannten, wie an den Zeitereigniſſen und an den Schickſalen ſeines Vaterlandes und ſeiner Nation nahm, bezeugte die volle Jugend ſeines Geiſtes und ſeines Herzens. Er war mutiger und hoffnungsvoller als viele der Jüngſten und radikaler in ſeinen Anſichten als die meiſten; aber ſein Radikalismus war mehr ein theoretiſcher. Praktiſch wurde derſelbe durch das innerſte Weſen ſeiner Natur gelähmt. Varnhagen war eine ſo durchaus aufnehmende und weiche Natur, daß alle Perſonen, mit denen, und alle Epochen, in denen er gelebt, Spuren ihrer ſie kennzeichnenden Eigenſchaften in ihm zurückgelaſſen hatten. Das machte ihn vielſeitig, verſtändnisvoll und duldſam. Die Duldſamkeit iſt aber ebenſowohl eine Tugend als eine Schwäche je nach der Kraft des Charakters, in dem ſie ſich kund gibt. Sie kann den Menſchen befähigen, über den Parteien zu ſtehen, aber ſie macht unfähig, ein eigentlicher Parteimann zu werden, denn ſie ſchreckt vor der Härte der rückſichtsloſen Konſequenz zurück; und es war ſicherlich die Erkenntnis ſeiner eigenen Natur, welche Varnhagen abhielt, ſich in ſpäteren Jahren an dem öffentlichen Leben praktiſch zu beteiligen, obſchon er bis an ſein Lebensende die treueſte und wärmſte Teilnahme für die freie Entwicklung Deutſchlands bewahrte, der er von Jugend auf gedient hatte.

Prinz Louis Ferdinand
Stich von F. Lenthe nach einem Gemälde von J. Grassi

Bei Eliſe Gräfin von Ahlefeldt

Auf der Potsdamer Chauſſee

Aus: Fanny Lewald „Meine Lebensgeſchichte"

Während der Tage, in welchen Thereſe v. Bachracht in Berlin geweſen war, brachte ich mit ihr zum erſten Male einen Abend bei der Gräfin Eliſe v. Ahlefeldt zu. Wir hatten ſie beide im Mundtſchen Hauſe getroffen und waren von ihr eingeladen worden, ſie an einem der nächſten Tage zum Tee zu beſuchen. Das war aber beinahe, als hätte ſie uns zu einem Beſuche in einer fremden Stadt aufgefordert, denn die Gräfin wohnte jenſeits des Kanales auf der Potsdamer Chauſſee, und im Jahre fünfundvierzig war man noch nicht daran gewöhnt, den fernen, außerhalb des Tores gelegenen Stadtteil als leicht erreichbar zu betrachten.

Ich wußte vom Hörenſagen, daß die Gräfin durch eine lange Reihe von Jahren Immermanns Leben an ſich gefeſſelt hatte, aber ihr übriges Schickſal war mir fremd, und ich hatte es mir bei der erſten Begegnung durchaus nicht zu erklären vermocht, woher ihr Geſicht mir ſo vollkommen bekannt erſchien. Ich war ſicher, ſie nicht vorher geſehen zu haben, ſie glich keiner Perſon, deren ich mich erinnern konnte, und doch waren mir dieſe

nicht eben großen, aber sehr freundlichen blauen Augen nicht fremd. Ich kannte die feine flache Stirne, die kleinen hellbraunen Locken, die in einer etwas altmodischen Weise die schmalen Schläfen umgaben; die schöne regelmäßige Nase über dem großen und schlechtgeformten Munde hatte ich zuverlässig schon vielmals betrachtet, ja, selbst die Gestalt kannte ich. Und mehr noch als an dem Abende im Mundtschen Hause, an welchem Therese meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch genommen, beschäftigte mich, während ich an dem Teetisch der Gräfin saß, unablässig die Frage: woher kenne ich diese Frau?

Sie war keine jener gewöhnlichen Erscheinungen, die uns eben deshalb vertraut sind; sie hatte auch nicht die Harmonie der Schönheit, welche beruhigt, weil sie nichts zu wünschen übrig läßt, und die sich uns gleich bei dem ersten Anblick so unvergeßlich eingeprägt, daß man durch eine natürliche Selbsttäuschung dies Bild immer in sich getragen zu haben glaubt, weil man sicher ist, es künftig immer in sich wieder zu finden. Die Gräfin konnte, obschon man das Gegenteil behauptet hat, sogar niemals schön gewesen sein, aber ihre Züge waren, bis auf den Mund, sehr fein, und hatten wie ihr Mienenspiel und ihre ganze Gestalt etwas Durchgeistetes, das in der seelenvollen Stimme und der äußerst angenehmen Redeweise der Gräfin, in deren Munde der holsteinische Dialekt noch an Reinheit zu gewinnen schien, seinen völligen Abschluß fand.

Während die Gräfin am Teetisch mit sicherer Leichtigkeit

die Wirtin machte, und die Unterhaltung unmerklich anzuregen und in Gang zu erhalten wußte, wurde es einem wohl zumute, wie an einem jener schönen klaren Septembertage, welche bei aller Leichtigkeit der Luft noch die volle Wärme des Sommers und neben den reifen Früchten des Herbstes auch noch die schimmernde Farbenpracht duftiger Blumen in sich bewahren und vereinen. Es stimmte alles zusammen: die hübschen Zimmer, in welchen man sich befand, die Kunstwerke, die Ölbilder, die Gipsbüsten, die Porträts und die Kupferstiche, welche die Wände bedeckten, die Geräte des Teetisches, die bescheidene und doch gewählte Kleidung der Hausfrau, ja selbst die Haltung der Gäste, deren verschiedene Charaktere und Denkweisen sich hier, wie die verschiedenen Instrumente eines Orchesters unter der Leitung eines geschickten Dirigenten, zu einer bestimmten Tonart und zu einem gemessenen Takte bequemen mußten. Dadurch geschah freilich hier und da der Individualität Abbruch, aber die Gesamtheit gewann für den Augenblick dabei, und die Gesellschaft ist ein Werk des Augenblicks.

Bei all den angenehmen Eindrücken, welche ich an jenem Abende empfing, blieb aber immerfort eine gewisse Unruhe in mir rege. Es kamen Augenblicke vor, in welchen die Gräfin mir wie entrückt, ja nahezu unerfaßbar erschien, weil sich fortdauernd jenes Bild, das ich nicht zu bannen vermochte, zwischen sie und mich drängte, und in dem unablässigen Bemühen, ein Nichtvorhandenes zu gewinnen, lief ich Gefahr, mir das Vorhandene entgehen zu lassen.

wie mich dünkte, ein lebhafter Hang zum Verehren und zum Bewundern des Guten, des Schönen und Erhabenen, mit welchem die Neigung Hand in Hand ging, sich den Menschen dienstbar anzuschließen, welche das von ihr verehrte Schöne und Erhabene in irgendeiner Weise in sich selbst darstellten oder sonst zur Erscheinung brachten. Aus diesem Zuge, der in seiner Wesenheit ein echt weiblicher und zugleich religiöser ist, erklärt sich im Hauptsächlichen ihr ganzes Leben, stammen ihre Eigenschaften und ihre Mängel, ihre Leistungen und ihre Irrtümer.

Sie war tieffühlend und enthusiastisch, von raschem Entschlusse und von ausdauernder Beharrlichkeit, und wie sie diese, sich sonst oft entgegenstehenden Eigenschaften in sich verband, so war sie, trotz aller der Hingebung, welcher sie fähig war, eine viel zu energische Natur, um sich selbst und ihr eigenes Wohl und ihr eigenes inneres Genügen jemals aus den Augen setzen zu können. Sie besaß, um es klar auszudrücken, jenen bei reich begabten Menschen gar nicht seltenen verfeinerten Egoismus, der einen Genuß im Leisten, im Hingeben, im Beglücken, im Verpflichten findet. Sie war eine Aristokratin des Herzens. Man mußte sie lieben, weil ihre Art des Verpflichtens so anmutig, so hinnehmend war, und man konnte, des bin ich gewiß, keine verläßlichere Freundin, keine angenehmere Gefährtin finden, als diese Frau, so lange man in der Verfassung blieb, sie frei ihrer großmütig liebenswürdigen Neigung folgen und sich von ihr erfreuen zu lassen, wie es ihr

ein Genügen war. Ob sie imstande war, sich die gleichen Verpflichtungen auflegen zu lassen und von anderen zu empfangen, was sie gewährte, ob sie überhaupt geneigt war, sich auch nur den moralischen Zwang der Gegenseitigkeit gefallen zu lassen, den zuletzt jedes dauernde Verhältnis beiden Teilen aufnötigt, ist mir nach der Kenntnis, welche ich später von ähnlichen Charakteren erlangt habe, mehr als zweifelhaft.

Es lag in dem Wesen der Gräfin Ahlefeldt, neben jener religiösen Verehrung für das Gute, das entschiedenste Unabhängigkeitsgefühl, das sich, so gehalten und formvoll sie sich gab, nicht nur in der Selbständigkeit ihres Urteils, sondern in noch viel höherem Grade in der Freiheit ihrer Handlungsweise kund gab.

Frei, und nur dem eigenen Bedürfen, der eigenen Neigung und dem eigenen Sittengesetze folgend, hatte sie sich, eine viel umworbene reiche Erbin, dem Jägergeneral v. Lützow zum Weibe angetragen, als dessen Großtaten ihre Begeisterung für ihn erregten. Entschlossen, sich selbst zu erretten, hatte sie sich von ihm getrennt, als sie einsehen lernte, daß diese Ehe ein Fehler und ein Mißgriff gewesen war. Mit demselben Zuge der Verehrung und mit demselben ganz auf sich allein gestellten Unabhängigkeits- und Freiheitssinn, war sie die neue Verbindung mit Immermann eingegangen, dem sie, nach dem Urteil von Augenzeugen, die liebenswürdigste und hingebendste Gefährtin gewesen sein soll, so lange er sich auf diese Weise von seiner Freundin beglücken ließ, welche sie für die ihr angemessene erkannte.

Bei der größten Feinheit im Ausdruck, bei einer wahrhaft edeln Haltung und einer Rücksicht auf die Formen der Gesellschaft, die nicht vorsichtiger sein konnte, hatte sie doch allen Regeln der hergebrachten Sitte und Konvention, stolz auf ihr eigenes Selbstbewußtsein gestützt, entschieden Trotz geboten; und es lag in der Erscheinung der Gräfin, in der Zeit, in welcher ich sie kennenlernte, doch eine so sanfte matronenhafte Würde, ein solch stilles Insichberuhen, daß man völlig vergaß, diese Frau sei einst, jung und von starken Leidenschaften erschüttert, mit der Sitte und der öffentlichen Meinung in offenem Zwiespalt gewesen.

Eigentlich geistreich ist die Gräfin Ahlefeldt mir nicht erschienen, sie hatte jedoch sehr viel Verstand und durch ihn eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, mit der sie in jedem Menschen sein Bestes zu erkennen und zutage zu fördern wußte. Sie besaß die Kunst, anregend zu fragen und mit einer so liebenswürdigen Teilnahme zuzuhören, daß sie dem Sprechenden Lust machte, sein möglichstes zu tun, um ihr für ihren Anteil zu danken. Es war eine Freude, sie mit dem kleinen Kreis von jungen Männern verkehren zu sehen, welchen sie damals um sich versammelt hatte, und von dem jeder Einzelne ihr mit der dankbarsten Verehrung anhing. An der Art, in welcher sie das Talent und die Leistungen derselben zu pflegen, zu ermutigen und anzuerkennen wußte, an der linden Behutsamkeit, an der feinen Vorsicht, welche sie für jeden nur einigermaßen bedeutenden Menschen hatte, der in ihre Nähe kam, ließ es sich ermessen, was

ihr liebevolles Eingehen auf ſeine Arbeiten und Schöpfungen für Immermann geweſen ſein mußte. Es erklärt ſich dadurch der Einfluß, welchen ſie auf ihn geübt, und wie ſie, die weſentlich ältere Frau, den tatkräftigen und energiſchen Mann ſo lange an ſich zu feſſeln vermocht hatte. Aber es hatte auch ſicher die ganze Manneskraft eines Immermann dazu gehört, in einem ſolchen weichen Zauberbanne er ſelbſt zu bleiben, und ſich loszureißen, als er zu fühlen begann, daß er ſich ſelber zu befreien und zu erretten habe, wollte er bleiben, was er war — ein ganzer, freier Mann.

Die Gräfin Ahlefeldt ſprach von dem General v. Lützow nur ſelten; von Immermann habe ich ſie in Gegenwart mehrerer Perſonen niemals reden hören. Erſt in ſpäteren Jahren, als ich in Stahrs Begleitung bei ihr war, der ſie ſchon gekannt hatte, als ſie noch mit Immermann zuſammen in Düſſeldorf lebte, erwähnte ſie einſt plötzlich eines Abends, den ſie mit Immermann und Stahr und Theodor v. Kobbe gemeinſam und heiter im Bremer Ratskeller zugebracht, und ſie pflegte danach Immermanns öfter zu gedenken und auf die Vergangenheit und auf ſeine Arbeiten zurückzukommen, wenn wir ſie bei einem Beſuche allein fanden, oder ſie uns allein in unſerer Wohnung traf.

Sie ſprach einmal mit Stahr ausführlich über deſſen Biographie Immermanns und erzählte einige charakteriſtiſche Eigenheiten desſelben. Aber auch hier blieb ſie vollkommen Herr über ſich ſelbſt, und wer nicht im voraus von dem Verhältnis Kunde gehabt hätte, das zwiſchen ihr und Immermann obgewaltet, hätte ſchwer-

lich auf die Liebe schließen, welche sie dem Dichter einst verbunden, oder den Schmerz zu ermessen vermocht, welchen die Trennung von demselben ihr später verursacht hatte. Nur ein einziges Mal gab eine Äußerung es kund, was in ihr vorgegangen sein mußte; und wie man bei dem Aufleuchten des Blitzes plötzlich durch die Dunkelheit erkennt, auf welchem Grund und Boden, und in welcher Umgebung man sich befindet, so hellten die wenigen Worte mir auf, was mir an dem Wesen der Gräfin früher unverständlich gewesen war, und machten mich über ihre Stärke, Selbstbeherrschung und Selbstzucht erstaunen, während ihre Güte und ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und Feinheit immer denselben sanften, einspinnenden Zauber für mich behielten.

Man befand sich in ihrer Nähe wie in einer linden Luft, aber es erzitterte in derselben überall der Ton einer schmerzlichen Entsagung. Wie konnte es auch anders sein? Für eine Frau, welche in den Tagen ihrer Kraft Männer wie den General v. Lützow, wie den tapfern Fersen, wie Immermann an sich gefesselt, welche, im Mittelpunkt der geistigen Bewegung stehend, große tatkräftige Zeiten an sich hatte vorübergehen sehen, mußte das Alter an sich etwas doppelt Trauriges haben. Und als die Gräfin dann später zu kränkeln und von den Schwächen und Krankheiten des Alters zu leiden begann, konnte man kaum Trauer darüber empfinden, als sie starb, wenn schon man nicht aufhörte zu wünschen, daß sie noch leben und man sich ihrer sanften Nähe noch erfreuen möchte.

Bei Franz und Lina Duncker

Potsdamer Straße 20

Aus: Ludwig Pietsch „Wie ich Schriftsteller geworden bin"

Als ich zum erstenmal behufs einer Rücksprache wegen bestellter Zeichnungen im Frühling 1852 durch das mir geöffnete Tor in den seltsamen stillen Vorhof eintrat, sah ich eine Dame von zierlich gebauter jugendlicher Gestalt und mittlerer Größe in einem einfachen grauen Kleide vor dem Hause stehen. Die mattbraunen Haare trug sie glatt gescheitelt. Die grünlich grauen Augen unter der breiten weißen Stirn schielten fast unmerklich und hatten einen eigentümlichen an Katzenaugen erinnernden faszinierenden Glanz. Die Gesichtsformen waren nichts weniger als schön, der Haut fehlten die frischeren und wärmeren Farben. Aber ich weiß nicht, welcher eigentümliche feine Reiz trotzdem von der ganzen Erscheinung ausging. Ich empfand seine Wirkung unmittelbar beim ersten Anblick. Er erweckte den lebhaften Wunsch: Die Frau möchtest du kennen lernen! Daß sie Frau Lina Duncker sei, darüber brauchte mich niemand erst zu belehren. Ich fragte nach ihrem Mann. Sie wies dem Fremden gleichgültig den Eingang. „Sie finden ihn drin im Bibliothekſaal." —

Franz Duncker war bis an sein Ende, und damals in seiner frischen männlichen Jugendkraft von höchst stattlichem Aussehen, hoch und schlank von Wuchs; nur in den Schultern nicht breit und im Halse nicht lang genug für den etwas unverhältnismäßig großen Kopf, den der üppige, wenn auch damals ziemlich kurz geschnittene Haarwuchs und der große braune Vollbart noch massiger wirken ließen. Das Gesicht mit der mächtigen kühn geformten Nase, mit den dichten, buschigen horizontalen Brauen und der nicht eben hohen Stirn hatte Charakter und zog unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Dies Aussehen hat Duncker später in seinem erwählten freisinnigen Agitator-, Volksredner- und liberalen Arbeiterführer-Beruf manche guten Dienste geleistet, während es der Wirkung seines Auftretens im Parlament eher hinderlich wurde. Er war als Verleger keiner von den Schlimmen, im Gegenteil gütig und von einer gewissen bärenhaft freundlichen Art, frei von Kleinlichkeit und Knausrigkeit. Seine Kunstliebe und Schönheitsfreude war warm, echt und aufrichtig. Hochfahrendes, zurückweisendes Wesen auch gegen einen so namenlosen und notleidenden für ihn Beschäftigten, wie ich, war ihm ganz fremd. Er suchte eher etwas darin, einen solchen seine Lage möglichst vergessen zu machen, mit liebenswürdigem Takt selbst den Gedanken in ihm nicht aufkommen zu lassen, als würde er um derentwillen von Duncker geringer geschätzt. Es gelang ihm, wie nur sehr wenigen seiner Parteigenossen, ganz vorzüglich, aufrichtig gehegte und offen zur Schau getragene,

demokratiſche Geſinnungen mit einer gewiſſen Grandſeigneur-Manier im Auftreten und im Verkehr mit andern zu vereinigen. Auf dieſer nicht eben vielverbreiteten natürlichen Fähigkeit oder Kunſt beruhte jene eben erwähnte Art, durch die er ſo viele treu ergebene Anhänger erworben hat und auch mir damals ſo wohltat, dem Bedürftigen, der ſeines Beiſtandes benötigte, alles Demütigende zu erſparen, ihn zu heben und auch von dem Gefühl innerer Verlegenheit zu befreien.

*

Durch die Porträtſitzungen, die mir beide Schweſtern gewährten, wurde ich ſchon in jener Zeit mehr und mehr mit den im Dunckerſchen Hauſe verkehrenden, bevorzugteſten Perſönlichkeiten bekannt. Heidel war damals der einzige Vertreter der bildenden Kunſt in dieſem Kreiſe. Zu deſſen erſten Sternen gehörte ferner: Julius Freeſe, der konſtitutionelle, gothaiſierende politiſche Schriftſteller, der ſpätere feinſinnige Überſetzer der Romane George Eliots und des Lebens Goethes von Lewes; der nach einem Jahrzehnt aus ſeinen natürlichen Bahnen herausgeſchleudert, ſo traurig und ruhmlos als vaterlandsfeindlicher Soldſchreiber zugrunde gehen ſollte; damals ein blonder, wohlgenährter, behaglicher Epikuräer von graziöſem Geiſt und Witz, zierlicher Rede, aber von einer wahrhaft altjüngferlichen Angſt vor allem, was irgend das zarteſte ſittliche Empfinden verletzen konnte. Intendanturrat Fabrice, ein ſchlanker Herr von korrekten Manieren, ſtarkem Selbſtgefühl, nüchternem, praktiſchem, ziemlich engem Verſtande, einem offen zur Schau ge-

tragenen nackten Egoismus, großer Willensenergie, unterhaltender Causeur, geschickter Gelegenheits-Versemacher, in den ersten Dreißigern, in der Erscheinung und Haltung einem schnurrbärtigen Kavallerieoffizier in Zivil ähnlich und seine Jägerpassion auch darin nicht verleugnend. Dr. Vehse, der Verfasser des damals ungeheures Aufsehen machenden Werkes „Die Geschichte der deutschen Höfe", ein zur rundlichen Fülle neigender, aber beweglicher, lebhaft sprechender, gewisse allgemeine Lieblingswahrheiten, die er in kurze Sätze zusammengedrängt hatte, immer wohlgefällig wiederholender Herr von einundfünfzig Jahren mit dünnem, schwärzlichem Haar und Bart; in seinem ganzen Aussehen und Bezeugen etwas vom „Pedanten, den es juckt, locker und lose zu sein". Emil Palleske, der Dichter und Rezitator, der damals eben sein Trauerspiel „König Monmouth" veröffentlicht hatte; eine prächtige, offene, herzgewinnende Natur voll Kraft, Feuer, Schwung und Leben, die sich in seinem schönen bärtigen Kopf mit den heiter glänzenden Augen rein ausprägte; dreißig Jahre alt, rastlos durch alle Gaue Deutschlands ziehend, mit Vorlesungen Shakespearescher und seiner eigenen Dichtungen das Publikum jeder Stadt und jedes Städtchens packend, fesselnd und begeisternd. Bei jedem Aufenthalt in Berlin genoß er die volle Gastfreundschaft des Dunckerschen Hauses, Quartier mit eingeschlossen. — Widmann, der lang aufgeschossene, rotblonde Verfasser der in jener Zeit bei Fr. Duncker erschienenen köstlichen Novellensammlung „Am warmen Ofen" und „Für stille Abende"; ein origineller, tiefer,

ſeine ganz eigenen Wege gehender, grübleriſcher, im Myſtiſchen und Symboliſchen ſchwelgender Geiſt, der ſeinen Dichtungen immer am ſicherſten zum Gegenteil der beabſichtigten Wirkung verhalf, wenn er ſie ſelbſt in ſeinem unverfälſchten ſchwäbiſchen Dialekt vorlas. Rechtsanwalt Lewald, der Bruder der Dichterin Fanny, der Freundin Adolf Stahrs, damals ſeit ſechs Jahren, ſeit ſeinem glänzenden Auftreten im Polenprozeß als Verteidiger Mieroslawskys und Genoſſen, einer der berühmteſten und geſuchteſten Advokaten der in politiſchen Prozeſſen Angeklagten, der auch in der geſellſchaftlichen Unterhaltung nie auf die Kunſt der Formulierung ſchöner wohlgerundeter Perioden verzichten mochte; von ebenſo wohlgerundeter Geſtalt, mit einem breiten, vollwangigen, von ſchwarzem Backenbart umrahmten Geſicht, aus dem ein Paar, denen ſeiner Schweſter ſehr ähnlicher, großer, kluger, ſchwarzer Augen unter breiten Lidern hervorblickte. Seine Gattin Eliſabeth, eine Frauennatur von feinſtem, zarteſtem weiblichen Empfinden; eine hochgeſtimmte Idealiſtin, erfüllt von warmer Begeiſterung für das höchſte Kunſtſchöne; damals eine ungemein anmutige, ſympathiſche Erſcheinung mit prächtigem, goldigbraunem Haar, ſeelenvollen grauen Augen, die, dank der Stellung der feinen Brauen, leicht einen Ausdruck von Wehmut annehmen, ob die Dame ſich auch innerlich ganz heiter und frei davon fühlen mochte; mit einer Stimme, die wie ſanfte Muſik klang, in echt weſtfäliſchem Dialekte (das ſ vor dem t immer als ſ-Laut, niemals als ſch ausſprechend) lebhaft und ge-

dankenvoll plaudernd. Dr. Bernſtein, der Redakteur und Leitartikelverfaſſer des „Urwähler", wie ſpäter bis in ſein höchſtes Lebensalter der „Volkszeitung", ein Mann von umfaſſendem Wiſſen, der mit ſeinen, die naturwiſſenſchaftlichen modernen Errungenſchaften populariſierenden Feuilletons noch mehr gewirkt hat, als durch jene das orthodox-demokratiſche Evangelium unwandelbar in allem Wechſel der Zeiten und Verhältniſſe predigenden Leiter. Dr. Lette, der kleine bärtige Herr, der ſeit den vierziger Jahren ſchon an der Spitze aller Berliner Unternehmungen ſtand, welche die geiſtige und wirtſchaftliche Hebung der arbeitenden Klaſſen zum Zweck hatten, ein Mann, der mit begeiſterter Hingebung ſeine ganze Tätigkeit dieſen Aufgaben widmete und ſich um die Erreichung jener Zwecke reichere Verdienſte erworben hat, als alle ſozialdemokratiſchen Agitatoren. Aſſeſſor Ernſt Wenzel, genannt „der ſchöne Wenzel", ein Vetter der Hausfrau, ſtark poetiſch angehauchter Juriſt, eine außerordentlich gewinnende, jugendlich männliche Erſcheinung — Sudermanns Kopf und Geſtalt erinnert mich immer lebhaft an die ſeine —, in allen männlichen Übungen tüchtig und gewandt, Enthuſiaſt und Idealiſt, in ſeinem an Prüderie ſtreifenden, ängſtlich-zarten Sittlichkeits- und Anſtandsgefühl ſelbſt Julius Freeſe noch über. Seine jüngere Schweſter Marie, ein Mädchen von originellem, heiterem, kühnem Geiſt und Charakter, das ſpäter als Erzieherin nach Rußland ging und ſich dort eine hochgeachtete Stellung errang. Die merkwürdigſte Perſönlichkeit des damaligen Dunckerſchen

Franz Duncker
Photographie 1865

Kreiſes aber war jedenfalls Gottfried Keller, 1853 trotz ſeiner achtunddreißig Jahre in Berlin als Schriftſteller noch kaum gekannt; — ſeine Gedichte hatte man nicht geleſen, ſein Roman „Der Grüne Heinrich" erſchien erſt im folgenden Jahre. — In ſeiner urwüchſigen, ſchweizeriſchen Derbheit machte der kleine, breitſchulterige, unterſetzte, eiſenfeſte, wortkarge, bärtige Mann mit den ſchönen ernſten und feurigen dunklen Augen unter der mächtigen weißen Stirn, der indes, wenn ihn etwas oder irgendwer ärgerte, nicht nur ſehr unverhohlen ſeine Meinung äußerte, ſondern auch immer bereit war, ihr mit ſeinen kräftigen Fäuſten mehr Nachdruck zu geben, zwiſchen den abgeſchliffenen Berliner Menſchen eine ganz eigentümliche Figur. Daß er nicht allzuviel von ihnen hielt, daraus machte er kein Geheimnis. Nur für Frau Duncker ſelbſt hegte und bekundete er jederzeit warme aufrichtige Verehrung. Daß dieſe Frau eben eine Natur ſei und keins von den geſellſchaftlichen Dutzendweſen, konnte keiner beſſer zu würdigen verſtehen, als er, der große Menſchenbeobachter und Herzenskundige.

*

Im Spätherbſt des Jahres 1855 hatte Franz Duncker die Wohnung in dem Roßſchen Hauſe in der Johannisſtraße aufgegeben und das von ihm gekaufte Haus in der Potsdamer Straße Nr. 20 bezogen. Das ſpäter zweimal umgebaute, 1888 völlig abgetragene und durch mehrere neue große Mietskaſernen erſetzte urſprüngliche Gebäude mochte noch aus den zwanziger Jahren oder einer noch früheren Zeit Berlins ſtammen. Nie war ich

durch diesen Teil der Potsdamer Straße gegangen, ohne von dem Anblick dieses Hauses ganz wunderſam berührt zu werden. Es hatte in ſeiner ganzen Erſcheinung etwas „Verwunſchenes". In ſeinem weiten Vorgarten ſtanden einige hohe Platanen, Birken und ſchlanke Fichten. Gemeinſam woben ſie im Sommer einen wehenden grünen Vorhang vor der dahinter aufſteigenden Hausfaſſade und warfen ihre tiefen Schatten über den Raſenplatz und die etwas verwilderten Beete an ihrem Fuß. Den Hintergrund wenigſtens des öſtlichen Teils des Gebäudes bildeten die hohen, dichten Laubbäume des ausgedehnten parkartigen Gartens, welcher, ſich weit hinter den angrenzenden Nachbarhäuſern bis zu dem Park des ehemaligen Sommerſchen, jetzigen Lokals der Geſellſchaft der Freunde, hinzieht. Nie zeigte ſich im Vorgarten oder hinter den Fenſtern des damals völlig freiſtehenden, hell bräunlich-roſig geſtrichenen, nur aus einem hohen Erd- und einem Hauptgeſchoß darüber, mit einem breiten Vorbau vor den mittleren Glastüren des erſteren, beſtehenden Hauſes ein lebendes Weſen.

*

Ich weiß nicht mehr, ob die unſichtbaren Bewohner und Beſitzer des Hauſes Nr. 20 — es ſoll ein penſionierter höherer Offizier und ſeine Gattin geweſen ſein — das Grundſtück noch bei Lebzeiten verkauften, oder ob es erſt aus den Händen ihrer Erben in die des Käufers Franz Duncker übergegangen iſt. Als dieſer Haus und Garten zu eigen erworben hatte, ließ er zunächſt durch das Fällen einiger Bäume, beſonders der

melancholiſchen ſchlanken Fichten im Vorgarten, und durch das Kappen der unteren Platanenäſte mehr Luft und Licht für die davon beſchatteten Wohnräume ſchaffen. Faſſade und Inneres des Hauſes wurden einer gründlichen Reparatur unterzogen. In das hell, luftig und wohnlich gemachte Gebäude brachte der neue Beſitzer noch manche eigenartige, durch Erbſchaft das Eigentum Frau Linas gewordene Dekorationsſtücke aus jenem, bisher von der Familie bewohnt geweſenen, phantaſtiſchen Hauſe in der Johannisſtraße mit. In dem großen Mittelſaal im Erdgeſchoß der neuen Wohnung fanden dieſe Stücke, mit farbigen, goldgefaßten, geſchnitzten Rahmen umgebene breite Wandſpiegel, Büfette, ſeltſame ſteife Sofas im Empireſtil, ihre ſehr gefällige und wirkſame Verwendung.

Hier in dem Hauſe der Potsdamer Straße ſetzte ſich ſeitdem das in hohem Grade geiſtig angeregte geſellige Leben, deſſen Schauplatz bisher die Räume im Gräflich Roßſchen geweſen waren, in noch geſteigertem Maß und größerem, ſchwungvollerem Stil fort.

In dieſem Salon kam man zuſammen, um ſich mit einer Schar von Männern von reichem, gebildetem, originalem Geiſt und Naturell, und nicht minder geſcheiten als hübſchen und anziehenden Frauen und Fräulein, an denen es in dieſem Kreiſe nie fehlte, zu unterhalten. In klugen, heiteren und ernſten, anregenden, bald in der Dinge Tiefe dringenden, bald nur leichten Fluges die Oberfläche ſtreifenden Geſprächen verfloſſen da die Stunden und wurden Winternächte,

kurz und helle. Nie war man (dank dem Mangel des Muſikſinns bei der Hausfrau) verurteilt, während halber Nächte in einem Kreiſe von Verſtummten regungslos dazuſitzen, um Herren und Damen ſingen und auf dem Flügel arbeiten zu hören, die man entweder für ein nicht allzu hohes Eintrittsgeld in den verſchiedenen Konzertlokalen Berlins nach Belieben belauſchen und beſchauen konnte, oder aus eigenem Antriebe auch nicht bei freiem Eintritt zu hören gegangen ſein würde. Ebenſowenig wie durch Künſtler- und Dilettantenvorträge, wurde der behagliche Genuß des Zuſammenſeins und Geplauders in dieſem Salon durch lebende Bilder oder ſonſtige beſondere Veranſtaltungen zum vermeintlichen Vergnügen der Gäſte geſtört. Die einzigen Ausnahmen machten gelegentlich das gemeinſame Leſen Shakeſpeareſcher oder Goetheſcher Dramen mit verteilten Rollen, wobei die meiſten Mitglieder des Hauſes zugleich Akteure und Publikum waren, und das Vorleſen neuer poetiſcher Erzeugniſſe durch deren Autoren, zumal ſolcher Dichtungen, die im Verlage des Hausherrn erſchienen waren oder demnächſt erſcheinen ſollten. Tanzmuſik und das Scharren tanzender Füße habe ich nie in dieſen Räumen erklingen gehört.

Der Donnerstag war der Tag, an deſſen Abend ſich allen Freunden des Hauſes dieſe Säle öffneten. Zu gelegentlichen Diners und zur fröhlichen Feier des Weihnachtsfeſtes wie der in den April und Juni fallenden Geburtstage der Herrin und des Herrn vom

Hause fanden sich außerdem noch bald nur die Intimeren, bald ein größerer Kreis eingeladener Gäste zusammen. Diese Diners aber waren, ebenso wie die Abendtafel an jenen Donnerstagen, in ihrem Stil noch gründlich von denen verschieden, mit welchen heute in allen reicheren oder auch nur wohlhabenden Häusern die Teilnehmer halb erstickt, stundenlang an den Tischen zwischen den ihnen zugewiesenen Nachbarn und Nachbarinnen eingepreßt festgehalten und so zur Ernte für die Karls- und Marienbader Hotelwirte, Wohnungsvermieter und Badeärzte künstlich gezüchtet und gereift werden. Alles Gebotene war von tadelloser Güte, aber einfach und mit Ausschluß aller raffinierten kochkünstlerischen Paradeschüsseln. Der große Garten, der damals noch unmittelbar an den Hof des Hauses grenzte, bot für die Gesellschaft an schönen Frühlings- und Sommerabenden einen unschätzbaren grünen Saal mit sternfunkelnder Himmelszeltdecke. Während der vorangehenden helleren Stunden wurde fleißig auf dem dort eingerichteten Schießstande mit der Salonpistole und -büchse nach der Scheibe geschossen. Frau Lina, mutig und tüchtig in jedem den Frauen gestatteten und wohlanstehenden Sport, im Schlittschuhlaufen und Reiten, zeigte sich auch in dieser Übung als wahre Meisterin, die es in der Sicherheit des Treffens mit ausgezeichneten Schützen aufnehmen konnte.

Es gab auch Häuser, in denen man, ohne didaktische Nebenzwecke, kluge Männer und gebildete Frauen sehen und hören konnte. Ein solches war das Dunckersche Haus, das damals eben, oder nicht lange zuvor, in all seiner Neuheit und Frische sich aufgetan hatte. Lange, bis in unsere eigene Zeit hinein, sind Franz und Lina Duncker Mittelpunkt einer erlesenen Gesellschaft gewesen — er der schöne Mann von imposanter Gestalt, der geborene Volksführer, sie die feine, durchgeistigte Frau mit dem stählernen Charakter. Nicht in den Tagen ihres Glanzes, sondern in denen nach dem Zusammenbruch, wo sie das luxuriöse Heim in der Potsdamer Straße mit den paar Zimmern, drei Treppen hoch, in der v. d. Heydtstraße vertauscht hatten, mußte man sie gekannt haben, um ihre Seelenstärke zu bewundern. Zu der Zeit, im Winter 1853 auf 54, als ich sie zuerst sah, war sie die junge, vornehme Dame, niemals schön oder auch nur weiblich anmutig, aber von einer weiten und tiefen Sympathie für alle großen und freiheitlichen Bestrebungen, von einer unendlichen Attraktion für die Jugend. Mit ihrem scharfen Blick unterschied sie sogleich das Echte vom Unechten, und rücksichtslos, schroff, abstoßend für das eine, hielt sie fest am anderen, fest bis zum Tode. Mit der Nüchternheit ihres Urteils und einem gewissen trockenen, ins Sarkastische spielenden Humor verband sich eine Wärme, die niemals in helle Flammen ausschlug, aber konstant blieb und ihr in späten Jahren noch etwas Jugendliches verlieh. Von den vielen jungen

Leuten, die begeiſtert an ihr hingen und ihr die Freundſchaft bewahrt haben, als ſie ſelber längſt zu hohen wiſſenſchaftlichen Ehren emporgeſtiegen, war Wilhelm Scherer einer. Auch Franz Duncker, als ich in dieſen Kreis trat, war erſt am Anfang ſeiner Laufbahn; denn zu perſönlicher Betätigung bot das öffentliche Leben noch keine Gelegenheit, das vielmehr, nach den Stürmen des Jahres 1848 und deren Unterdrückung, kaum in der Preſſe ſich wieder zu regen begann. Dieſen Moment hatte Franz Duncker benutzt, um aus der „Urwählerzeitung" die „Volkszeitung" zu machen, die jahrelang das wichtigſte Berliner Organ der demokratiſchen Oppoſition war. Von allen Geſellſchaftskreiſen, deren ich mich entſinne, trug dieſer am meiſten die Stimmung und Farbe der Zeit, in der die literariſchen Intereſſen vorzuherrſchen ſchienen, im Grunde jedoch die politiſchen die ſtärkeren waren. Nicht als ob ſie ſich im Dunckerſchen Hauſe irgendwie exkluſiv geäußert hätten; die Familie ſelber war typiſch dafür. Alle Schattierungen des politiſchen Glaubensbekenntniſſes und ſogar die damals ziemlich ſchroff einander entgegenſtehenden Unterſchiede von Zivil und Militär umſchloß ſie. Alexander Duncker, der ältere Bruder des demokratiſchen Franz, 1827 im Alter von mehr als vierundachtzig Jahren verſtorben, war hochkonſervativ; eine ganz friedfertige Natur, mit künſtleriſchen und gemeinnützigen Neigungen, Hofbuchhändler, ein Förderer junger Talente, der erſte Verleger von Geibel, Putlitz, Storm und Heyſe, von Kaulbachs Stichen, Vorſitzender des preußiſchen Vereins der

Kunſtfreunde, ſehr verdient um die großartige Neugeſtaltung des Zoologiſchen Gartens, beſaß er daneben eine beſondere Vorliebe für den Soldatenſtand, dem er in der Landwehr angehörte, hielt darauf, „Herr Major" genannt zu werden, wurde bei der Zentennarfeier, kurz vor ſeinem Tode noch, zum Oberſtleutnant befördert und wenige Monate ſpäter mit militäriſchen Ehren zur Erde beſtattet. Auf ſeinem Grabe legte die Tochter ſeines einzig noch überlebenden Bruders, des öſterreichiſchen Oberſten a. D., einen Kranz nieder mit der ſinnigen Inſchrift „Inter folia fructus" — lange das Buchhändlermotto der ihrer Zeit ſo beliebten Dunckerſchen Miniaturausgaben. — Ein anderer der Brüder, Hermann Duncker, der treffliche Bürgermeiſter von Berlin, auch literariſch um die Stadt durch ſeine Verwaltungsberichte verdient, war freikonſervativ, wie man heute ſagen würde, während in Max Duncker, dem Geſchichtsſchreiber des Altertums und Berater des Kronprinzen zur Zeit des Verfaſſungskonflikts, und Franz Duncker, zur nämlichen Zeit Mitbegründer der Fortſchrittspartei, die Gegenſätze des gemäßigten Liberalismus und der äußerſten Linken ſich gegenüberſtanden. Und doch vereinigten ſie ſich alle brüderlich unter dem Dache desſelben Hauſes, in dem ich auch manchmal noch mit dem ehrwürdigen Haupt der Familie, Karl Duncker, dem Chef der großen Buchhändlerfirma Duncker & Humblot, und ſeiner Gemahlin zu Tiſche ſaß, einer Greiſin, deren wunderbar lichte Augen wohl ſtolz auf einer ſolchen Tafelrunde ruhen mochten.

*

In den fünfziger Jahren und eine gute Weile nachher waren die Diners noch bei weitem nicht so sehr die Mode, wie heute, wo die ganze Geselligkeit sich fast ausschließlich um die gedeckte Tafel dreht. Wenn man seine Freunde bewirten wollte, so lud man sie zum Abend ein, und zwar so, daß sie zu einer vernünftigen Stunde kamen und zu einer vernünftigen wieder gingen. Frau Duncker namentlich liebte die späten Stunden nicht, und als sie älter wurde, schaffte sie sich unter ihren Gästen einen eigenen „Gutenachtsager" an, der an allen Gesellschaftsabenden gegen zehn oder halb elf mit allen Zeichen des Aufbruchs die Runde durch die Räume machen mußte. Wenn er dann zuletzt zu Frau Duncker kam, um mit erhobener Stimme sich auch von dieser zu verabschieden, pflegte sie nach einem Treppchen, das aus dem Salon in das Rauchzimmer führte, mit den Worten zu zeigen: „Lieber Doktor, da oben sitzen noch ein paar Herren, denen Sie noch nicht gute Nacht gesagt haben!"

*

Die Berühmtheiten, denen ich viele Jahre später, als ich selber schon ein alter Berliner und Franz Duncker ein großer Verlagsbuchhändler und Parlamentarier war, in seinen gastlichen Räumen begegnet bin, könnte ich heute noch der Reihe nach herzählen.

So wie sein Denkmal heute an der Ecke der Oranienstraße steht, in dem nach ihm genannten städtischen Park, so sehe ich die ehrfurchtgebietende Gestalt Waldecks noch vor mir, des ungebeugten Volksmannes und

ungerecht Verfolgten, deſſen Name damals wie die Fahne war, um welche die Demokratie ſich ſcharte. Keine Spur von Verbitterung war in dem von einem ergrauten Bart umrahmten Geſichte des Schwergeprüften; es war voll Wohlwollen und gewinnender Freundlichkeit.

Keinen ſolchen Eindruck habe ich von Arnold Ruge bewahrt, den ich hier ganz zuletzt noch traf, wenn er, der ehemalige Flüchtling und nun durch eine Dotation des jungen Deutſchen Reiches geehrt, aus Brighton zu kurzem Beſuch nach Berlin gekommen war. Auch in dieſen ſpäten Jahren konnte man an einer gewiſſen Herbigkeit des Weſens immer noch den reiſigen Streiter der „Halliſchen Jahrbücher" erkennen, vor dem ſeiner Zeit das literariſche Deutſchland gezittert hatte. — Der dritte in dieſer vormärzlichen Gruppe des Dunckerſchen Hauſes war Jakob Venedey, den Heines Spott als den „dummen Kobes von Köllen" unſterblich gemacht hat. Sein Weſen, als ich ihn ſpäter kennenlernte, hatte nichts Herausforderndes (was es wohl auch nie gehabt haben kann), eher etwas Beſcheidenes, Gutmütiges, und ſein politiſches Vorleben als Flüchtling, Mitglied des Frankfurter Parlaments und Stuttgarter Rumpfes war tadellos. Aber ein großes Ingenium iſt er auch nicht geweſen und hat an dem Ruhm, den ihm Heine verliehen, ſchwerer zu tragen gehabt, als an dem eigenen, da er — nach Heine — nur „ſeine ganze Ignoranz" ſich ſelbſt erworben. Was die beiden miteinander vorgehabt, war eine Bagatelle geweſen, reichte weit über viele Jahre zurück in Venedeys Pariſer Zeit und ſchien längſt ver-

geſſen; da traf ihn, der in Preußen immer noch von der Polizei verfolgt ward, völlig unvermutet, wie aus einem Hinterhalt, der Pfeil des ſterbenden Dichters, und nun ward der harmloſe Menſch wild. Er ließ in der „Kölniſchen Zeitung" eine Reihe von Gedichten gegen Heine los, von denen man gerne glaubt, daß ſie dieſen — wie es in einem Nachlaßblatte heißt — ebenſo beſtürzt gemacht haben, wie weiland Bileam, der Sohn Beors, geweſen, als er ſah, „daß ſeine Eſelin den Mund auftat und ſprach: Was habe ich getan, daß du mich geſchlagen haſt nun dreimal?" Venedey hat auch weiter keine Verſe gemacht; er begnügte ſich vielmehr damals mit einer „Geſchichte des Deutſchen Volkes von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart", die bei Franz Duncker erſchien, auf viele Bände berechnet war, über den Dreißigjährigen Krieg im vierten aber nie hinausgekommen iſt.

Gleichfalls ein Autor desſelben Verlags, aber von anderer Art, mit nichts Kosmopolitiſchem an ſich, ſondern ſtreng preußiſch im beſten Sinne, war Chriſtian Friedrich Scherenberg. Was mich beim erſten Anblick überraſchte, war die Heiterkeit, die Milde, faſt möchte ich ſagen der lyriſche Zug in der Erſcheinung deſſen, der doch vor allem der Epiker der Schlachten war. Ich habe Scherenberg nur in ſeinem Greiſenalter gekannt, immer noch eine hochaufgerichtete breitſchultrige Geſtalt mit ehrwürdig weißen Haaren. Er war ein Charakterkopf, und ſein Geſicht zeigte den Ausdruck einer offenen, ehrlichen Seele, frei von jeder Selbſtbeſpiegelung: er errötete, wenn man

ihm von seinen Dichtungen sprach. Ich erinnere mich noch des festen, weichen Druckes seiner Hand. Es war etwas unverwüstlich Frühlings- oder Jünglingshaftes um ihn, ganz wie bei Theodor Fontane, der sein Leben in der anziehendsten Weise geschrieben hat.

Zu diesen Männern einer ablaufenden Periode gesellten sich bei Dunckers die nun heraufkommenden Kräfte der Wissenschaft und Literatur, junge Schriftsteller und Dozenten der Universität, die hier gleicherweise herzliches Entgegenkommen, Anregung und Förderung fanden. Eine freie Bewegung herrschte hier, immer in Kontakt mit der lebendigen Welt und beständig ergänzt durch den Hinzutritt frischer Elemente. Wie schon angedeutet, war dieser mannigfachen Gesellschaft Seele Frau Lina Duncker, und ihre Hand bemerkte man auch in der weiteren Entwicklung des Verlages, der zur selben Zeit auf seiner Höhe stand. Zu dessen gefeierten Autoren gehörten George Eliot und George Henry Lewes, dessen Goethebuch, im eigenen Lande Goethes, so lange für das einzige lesbare galt. Beide habe ich im Dunckerschen Hause gesehen, zusammen mit Fanny Lewald und Adolf Stahr, die, glücklicher als ihre britischen Wahlverwandten, seit einer Reihe von Jahren bereits wirklich vermählt waren. In Lewes, einem Mann von Welt und munterer Unterhaltungsgabe, begrüßte ich einen alten Bekannten aus London, der aber damals noch nicht öffentlich mit George Eliot erschien; eine Fünfzigerin stand sie jetzt vor mir, die große Dichterin, hager, knochig von Gestalt, vornübergebeugt, mit lang herabhängenden ergrauenden

Locken, die ein Geſicht umrahmten, häßlich, wenn man die Wahrheit ſagen will, aber ſtrahlend von dem Glanz ihrer Augen und wie verklärt von einem unendlichen Wohlwollen, ſo daß man zuletzt nur noch die Schönheit ihres Geiſtes erblickte. Nie habe ich eine ſolche Verwandlung geſehen, durch nichts bewirkt, als ein Lächeln, das mit dem Sonnenſchein ihres Innern dieſen hart ausgearbeiteten Zügen einen Schimmer weiblicher Anmut lieh. Diejenigen von ihren Romanen, auf denen ihr Ruhm beruht, nämlich „Adam Bede", „The mill on the floss" und „Silas Marner", ebenſo wie „The life and works of Goethe" von Lewes, waren von Dr. Julius Freſe meiſterhaft überſetzt worden.

*

Solche Bilder, ſolche Schickſale drängen ſich vor meinen Augen, wenn ich an das Dunckerſche Haus zurückdenke — wie verſchieden von jenem erſten fröhlichen Abend, wo ich als junger Menſch mit ſo friſchen Hoffnungen und ſo vielem Glauben an die Welt in den Ballſaal eintrat. Bunt und glänzend ſcheinen die Paare noch einmal an mir vorüberzufliegen — ein fröhliches Treiben von Licht und Luft, ein berauſchendes Durcheinander von Muſik und Blumen und flatternden Gewändern, und mitten in dieſem Wirbel, nachdem das Büfett ſich aufgetan, in einer Ecke des chineſiſchen Zimmers, durch den offenen Rahmen der Salontür ſichtbar, einſam, ſchweigſam über ſeinen Teller gebeugt, ein ganz in ſein Geſchäft vertieftes Männlein, nicht mehr jung, wie mir damals ſchien (denn für einen angehenden

Zwanziger ist ein mittlerer Dreißiger fast schon ein Alter), mit großem Kopf und mächtiger Stirn, aber kurzem Unterkörper — kein anderer als Gottfried Keller — „der Schweizerdichter", wie wir ihn benannten. Oft, fast täglich, habe ich ihn während dieses Winters gesehen, bei Dunckers, in der Konditorei von d'Heureuse, manchmal in meinem eigenen Hinterstübchen: aber ich wußte nichts von seinen Leiden und Kämpfen, über die nach seinem Tod erst die von Baechtold veröffentlichen Bücher und Tagebücher erschütternde Kunde gaben. Er sprach nicht viel und niemals von oder über sich. Auch von seinem Humor war kaum etwas zu bemerken. Man konnte nichts aus ihm herausbringen, und doch liebten wir Jüngeren den seltsamen, verschlossenen Mann und hatten einen instinktiven Respekt vor ihm, wiewohl wir noch nichts von ihm als ein paar Gedichte kannten. Als ich, ein volles Vierteljahrhundert später, ihm zum ersten Male wieder gegenüberstand in seinem hohen, luftigen Zimmer auf der Enge, von wo man einen so bezaubernden Blick über das zu den Füßen dieses Hügels ausgebreitete Hinterland von Zürich in das Tal der Limat mit Wald und Wiese hat, da kannte ich ihn sogleich wieder. Es hatte sich nicht sonderlich viel an ihm verändert, außer daß er inzwischen ein berühmter Mann geworden war. Aber damals in Berlin wußten nur wenige von ihm, und ich erinnere mich, daß erst gegen Ende dieses Winters 1854 in einem andern Hause, demjenigen Varnhagens v. Ense, sein Name genannt wurde.

Bei Ferdinand Lassalle

Bellevuestraße 13

Aus: Ludwig Pietsch „Wie ich Schriftsteller geworden bin"

Noch vor seinem Schluß bereicherte das Jahr 1857 den Kreis meiner Bekanntschaften um eine besonders merkwürdige, um die eines der geistig bedeutendsten und in jeder Hinsicht hervorragendsten, jüngeren Männer unter allen, denen ich bis dahin nähergetreten war. An einem Spätherbstnachmittage, nach längerer Abwesenheit von jener westfälischen Reise nach Berlin zurückgekehrt, besuchte ich Frau Lina Duncker. Ich fand sie in dem schmalen, einfenstrigen Kabinett neben dem großen Mittelsaal, wo sie gewöhnlich ihre Besucher empfing. Sie saß, aufmerksam und gefesselt der Vorlesung zuhörend, welche ihr ein junger Mann von etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahren aus der Griesschen Übersetzung des „Rasenden Roland" hielt.

Des Vorlesers Scheitel wurde von kurzem, krausem, dichtem, bürstenartig aufstehendem, dunkelblondem Haar bedeckt. Unter der hohen, prachtvoll gemeißelten, buckelreichen Stirn blickten ein Paar große, hellblaugraue Augen mit kaltem, faszinierendem Glanz hervor. Die unverkennbar auf semitischen Rassenursprung deutende

Naſe war dennoch nicht übertrieben gebogen, ihr Rücken fein geſchnitten, die geblähten Nüſtern ſchienen immer wie von ſchnaufendem Atem bewegt. Ein dünnes, blondes Schnurrbärtchen beſchattete die Oberlippe des ſchön gezeichneten Mundes. Ein wie die Wangen glattraſiertes, mächtiges Kinn ſchloß dies farblos blaſſe Antlitz nach unten hin ab, aus dem unverkennbar hohe Intelligenz und gewaltige, trotzige Energie, Willens- und Tatkraft ſprachen. Der ſo geſtaltete Kopf ſaß auf langem Halſe — gleich jenem, auf den Vanſen an Egmont hinweiſt —, über den ziemlich ſchmalen Schultern der ſchlanken Geſtalt. Die Hausherrin ſtellte uns einander vor: Herr Maler P. — Dr. Ferdinand Laſſalle.

*

Er bewohnte bis zum April 1859 die Parterrewohnung in dem Nr. 20 ſchräg gegenüberliegenden Hauſe in der Potsdamer Straße an der öſtlichen Ecke der damals erſt wenige Jahre zuvor durchgebrochenen Eichhornſtraße. Trophäen von orientaliſchen Waffen, die franzöſiſchen Kupferſtiche der Bilder aller Hauptſzenen der großen Revolution, nicht wenige, gut ausgewählte Fragmente antiker Marmorarbeiten, die er in Italien und Paris erworben hatte, und einige Gipsabgüſſe bildeten die Elemente der künſtleriſchen Dekoration ſeiner Räume. Der eine derſelben enthielt die für einen Privatmann außerordentlich vielumfaſſende Bibliothek. Die Dekorationsſtücke freilich, ohne welche wir uns heute eine luxuriös eingerichtete Wohnung kaum mehr denken können: orientaliſche Teppiche, farbenreiche Vorhang-

Ferdinand Lassalle
Lithographie 1858

stoffe, entsprechende Wandbekleidungen und Möbelbezüge von prächtig und harmonisch gestimmter Tonkombination und Mustern, fehlten dieser Wohnung ebenso wie damals jeder anderen, auch unserer Reichsten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme weniger Künstler. Ich entsinne mich noch sehr genau des Abends oder vielmehr der Nacht, im Spätherbst 1857, als ich dies Heim Lassalles zum ersten Male betrat. Wir hatten drüben im Hause Nr. 20 bis weit über Mitternacht hinaus in angeregtester Unterhaltung zugebracht. Als wir letzten, Lassalle, Julius Freese, Herbert König und ich uns gegen zwei Uhr endlich verabschiedet hatten, lud jener uns ein, noch mit zu ihm herüberzukommen, um das Gespräch fortzusetzen. Der Diener erwartete seinen Herrn. Die Gaskronen und Kerzen brannten im Salon und Speisesaal. Die Kohlen glühten im Kamin. „Welche Sorte wünschen Sie?" fragte Lassalle, als wir uns bei ihm niedergelassen hatten. Wir machten die Runde. Aber er und sein Keller bestanden sie vortrefflich, und der Geist der gewünschten Sorten wie der unseres Wirtes hielten uns bis zur Morgendämmerung bei ihm festgebannt. Noch höre ich beim Heimgehen Herbert Königs enthusiastische Ausrufe des Staunens: „Aber das ist ja ein Mensch aus einem Hackländerschen Roman! Gibt es denn so etwas in unserem philiströsen Berlin?"

In dem Speisesaal dieser seiner ersten Wohnung versammelte Lassalle bereits in jenem Winter von 1857/58 an manchen Abenden zum späten Diner oder Souper

eine ziemlich große Versammlung von Persönlichkeiten, die unter sich sehr verschieden von Beruf, Stellung, selbst politischen Anschauungen und Standpunkten, Alter, Charakteren, doch das Gemeinsame hatten, daß sie durch geistige Eigenschaften, Talente, Bildung, Leistungen, Lebensschicksale über das Durchschnittsniveau der Menge hervorragten. Dieser Kreis erweiterte sich später mehr und mehr, nahm auch Frauen in größerer Zahl als zu Beginn in sich auf. In dem Salon und Speisesaal der 1859 von Lassale bezogenen glänzenden Wohnung im Erdgeschoß des Hauses Bellevuestraße 13 vereinigte sich oft eine noch merkwürdigere, noch seltsamer gemischte und noch lebhafter und feuriger angeregte Gesellschaft als vordem dort in der Potsdamer Straße. Unter den Besuchern und Freunden Lassalles, denen ich hier wie dort begegnet bin, waren nicht wenige Männer, deren Namen aus der Geschichte der deutschen Politik, Wissenschaft, Kunst, des gesamten deutschen Geisteslebens nicht verschwinden werden. Da sah ich den damals bald dreiundsiebzigjährigen vielgenannten schöngeistigen Diplomaten und Geschichtsschreiber, den verwitweten Gatten Rahels, Varnhagen von Ense, dessen ganze Erscheinung, Sprache, Manieren noch immer wie vom Duft der Zeit des Wiener Kongresses umweht waren; eine schlanke Gestalt von vornehmer Haltung und jugendlicher Biegsamkeit, das bartlose Gesicht von etwas weichlichen Formen und Zügen mit dem Ausdruck selten abgelegter verbindlicher Freundlichkeit, das Haupt noch mit vollem silberweißen Haar geschmückt; in seiner, dem greisen

Goethe nachgebildeten Ruhe, heiteren Gelaſſenheit und milden ironiſchen Schalkhaftigkeit, es nie und keinem außer ſeinem Freunde A. v. Humboldt verratend, welcher biſſige Grimm und Haß gegen die damals in Preußen und Deutſchland herrſchenden Mächte und Perſönlichkeiten in ſeinem verſchwiegenen Buſen kochte und ſich in Tagebuchergüſſen, wie in faſt täglichen Billetts an jenen Luft machte, während er auch gegen die Regierenden anſcheinend ganz Ergebenheit war, lächelte und lächelte . . . Ein vollendeter Künſtler der Cauſerie, des „geiſtreichen" Geplauders, zu dem ihm ein enormer Schatz angeſammelter Erinnerungen und Kenntniſſe den reichſten Stoff bot. Varnhagens Nichte, Fräulein Ludmilla Aſſing, die Leiterin ſeines Hausweſens, die Seele des berühmten Salons in der Mauerſtraße, deren, ob auch längſt nicht mehr jugendliches Mädchenherz von einer tiefen, raſch wachſenden, nicht zu bergenden leidenſchaftlichen Neigung für Laſſalle ergriffen worden war, welche die ebenſo geiſtvolle und hochgebildete als reizarme Dame zu den bedenklichſten, das Gegenteil der beabſichtigten Wirkung hervorbringenden, phantaſtiſchen Toiletten-Extravaganzen veranlaßte. Da erſchien Hofrat Dr. Friedrich Foerſter, der ſogenannte „Hofdemagoge", der Buſenfreund und Waffengefährte Theodor Körners, Beſitzer der ſchönſten und koſtbarſten Reliquien aus deſſen und ſeiner Familie Nachlaß. Sechs Jahre jünger als Varnhagen, von hohem noch immer auffällig ſchönem Wuchs, mit ſchön und kühn geſchnittenem, blauäugigem, mit wohlgepflegtem, kleinem Schnurrbart und Backen-

bart geschmücktem Gesicht, das übrigens ein Blender war und den Glauben an das Vorhandensein von Charaktereigenschaften erweckte, die Foerster ziemlich fern lagen; mit vollem, silbergrauem, altmodisch schwungvoll frisiertem Haupthaar. Die beiden großen deutschen Geistessterne, Goethe und Hegel, hatten ihm noch persönlich gestrahlt, ersterer ihm bekanntlich sogar „die Waffen gesegnet", die der junge Lützower Freischärler, zum heiligen Kampfe ausziehend, führte. Etwas wie ein Nachleuchten des Abglanzes jener beiden schien noch immer an Försters Wesen zu haften. Seine, trotz seines diplomatischen Verhaltens doch nicht völlig zu verbergenden, ketzerischen, politischen und unkirchlich philosophischen Überzeugungen hatten den patriotisch-preußischen Dichter und Geschichtsschreiber dem Hofe mißliebig gemacht und seine Strafversetzung aus der Direktion der „Königl. Kunstkammer" an die Königl. Bibliothek veranlaßt. — Der Dritte in diesem Bunde der Alten an Lassalles Tafel war der damals siebenundsiebzigjährige General a. D. von Pfuel, der Jugendfreund H. v. Kleists, der ehemalige preußische Ministerpräsident im, wie es die Kreuzzeitung nannte, „Ministerium der Schande" (vom 21. September 1848 bis 31. Oktober), welches dann Anfang November dem der „Retter Preußens", Brandenburg-Manteuffel, weichen mußte; er, der in der verhängnisvollen Oktober-Sitzung der Nationalversammlung im Königlichen Schauspielhause für den Antrag gestimmt hatte, die Regierung des Reichsverwesers in Frankfurt am Main aufzufordern, dem, von den kaiserlichen Truppen eingeschlossenen und

bedrängten revolutionären Wien zu Hilfe zu ziehen. Eine vom Alter ungebeugte, eisenfeste Gestalt mit scharfgemeißeltem, blauäugigem, schnurrbärtigem Antlitz und schneeweißem, ganz unmilitärisch lang getragenem, vollem Haar; straff soldatisch in Haltung und Benehmen, von ungebrochener Jugendkraft, meist streng und ernst im Aussehen; ein Meister des Erzählens aus der Fülle seiner bis in die französischen Revolutionskriege zurückreichenden Erinnerungen. — Hier traf ich auch wieder mit Ernst Dohm zusammen, dem Redakteur des Kladderadatsch, Lassalles sechs Jahre älterem Breslauer Landsmann und Freunde, den ich noch vom demokratischen Klub im Jahre 1848 her kannte, aber seitdem nur flüchtig gelegentlich bei Albert Hofmann auf dem Karlsbade gesehen hatte. Ein blonder Herr von mittelgroßer, untersetzter, mäßig gerundeter Gestalt, von sauberstem, korrektestem Aussehen, mit bebrilltem Gesicht, das sich in sehr ernste Falten legen konnte, in dem aber viel häufiger noch die Geister eines bald graziösen und gemütlichen, bald schneidenden satirischen Humors zuckten; ursprünglich protestantischer Theologe (wenn auch einer israelitischen Familie entstammend), von tiefer, reicher, gelehrter, klassischer Bildung und einem zur hohen Meisterschaft ausgebildeten, glänzenden, natürlichen Form- und Sprachkünstlertalent, verbunden mit einer Gabe des anmutigen, immer anregenden, Weib und Mann gleich fesselnden und gewinnenden Plauderns, wie sie gelehrten deutschen Männern nur äußerst selten gewährt war. Später trat auch seine junge dunkellockige Gattin, aus

deren großen, braunen, ſammetweichen, breitlidrigen „Märchenaugen" der ſchwungvolle Geiſt und die reiche Phantaſie der kleinen, zierlich gewachſenen Dame ſtrahlte, in dieſen Laſſalleſchen und Dunckerſchen Kreis ein und ſchmückte die dortigen Feſte mit dem Zauber ihrer fremdartigen Schönheit. Mit Frau Hedwig Dohm zugleich kam auch ihre nicht minder anmutige Schweſter Aſta Schleh (ihr Elternhaus war mit fünf Töchtern, eine von ihnen eine bekannte talentvolle Malerin, jede verſchieden und faſt jede damals noch von gleichem Reiz der Erſcheinung, geſegnet), die ſich in jenen Jahren mit Dohms und Laſſalles Landsmann und Jugendfreunde, dem gelehrten Juriſten Dr. Hierſemenzel vermählt hatte, einem körperlich eigentümlich markloſen Herrn von gemacht genialiſchen Manieren, aber großem Wiſſen und glänzender Begabung. Ein andrer getreuer Freund Laſſalles, den man völlig unzertrennlich mit ihm verbunden ſah, war Dr. Prietzel, der gelehrte Botaniker und Beamte an der königl. Bibliothek, ein tiefer und feiner Geiſt von ganz eigenartigem, ſtillem, ſinnigem und behaglichem Humor, dem Freunde unbedingt ergeben. Adolf Stahr und Fanny Lewald waren hier wie drüben bei Dunckers gern geſehene Gäſte, wenn die ſatiriſche Laune der Intimſten ſie auch ſo wenig ſchonte, als die raſch herausgefundenen ſchwachen Seiten jedes andern „guten Freundes". Hans von Bülow, der philoſophiſche Muſiker, ſchon damals in ſeinem ſiebenundzwanzigſten Jahr ein gefeierter Meiſter des Klavierſpiels und ebenſo gewandt, die Feder des Schriftſtellers zur Verteidigung

und zum kritiſchen Angriff mit gleicher Schärfe, gleichem Temperament und gleich glänzender Virtuoſität zu führen, mit Dohm nahe befreundet, ſchloß ſich Laſſalle mit enthuſiaſtiſcher Sympathie an. Mit jenem gemeinſam ſtand er in der erſten Reihe der Kämpfer für das, in jener Zeit noch ſo neue, muſikaliſche Evangelium Richard Wagners, deſſen „Tannhäuſer" ſchon vor ſeiner erſten Aufführung in Berlin und erſt recht nach derſelben (1856, Lohengrin 1859) den leidenſchaftlichen Streit der Meinungen in der hieſigen Geſellſchaft entfeſſelt hatte. Laſſalle, wie die meiſten von Natur unmuſikaliſchen, mehr denkenden als empfindenden Menſchen (aber freilich auch eben ſo zahlreiche muſikaliſche Naturen), ſah in R. Wagner den größten aller Meiſter der holden Kunſt.

Aus: Theodor Fontane „Chriſtian Friedrich Scherenberg"

Ferdinand Laſſalle war in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nach Berlin gekommen und bezog eine Wohnung in der Potsdamer Straße, nahe dem Hauſe Franz Dunckers, zu dem er, als dem Verleger ſeines Herakleitos, ſofort in freundſchaftliche Beziehungen trat. Aber die Potsdamer Straße wurde bald aufgegeben, um, ſtatt in ihr, in der benachbarten Bellevueſtraße Nr. 13 eine Parterrewohnung zu beziehen, in deren geſchmackvollen Räumen: einem Arbeitskabinett, einem Eßſaal, einem pompejaniſchen Zimmer und einem angebauten Glas- und Blumenpavillon ſich nunmehr ein

halbes Jahrzehnt lang ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil unserer damaligen Gesellschafts- und Geisteselite zusammenfand. Ob solche Versammlungen, in denen der Respekt vor dem „Esprit" alle Rang- und Standesverschiedenheiten ausglich, heute noch möglich wären, stehe dahin. Wie begreiflich, wechselte die Gesellschaft mehrfach in ihrer Zusammensetzung, einen Stamm aber bildeten folgende: Fürst Pückler-Muskau, Geheimrat Professor Boeckh, Professor Michelet, General von Pfuel, Baron Korff von den Garde-Dragonern, Gräfin Hatzfeld, Ludmilla Assing, Bibliothekar Dr. Prietzel, Assessor Hirsemenzel (beide Schul- und Studienkameraden Lassalles aus seiner Breslauer Zeit her), Oberbürgermeister Ziegler, Hofrat Friedrich Foerster, Dr. Schoenberg, junger Nationalökonom, Franz Duncker und Frau, Georg Bleibtreu und Frau, Ernst Dohm und Frau, Ludwig Pietsch und Reinhold Begas. Rivalitäten existierten so wenig wie Rangstreitigkeiten, und nur dem Fürsten Pückler, wenn er erschien, fiel von selber das Wort zu, nicht weil er Fürst, sondern einfach, weil er Pückler war und an Witz und eminenter Gabe der Unterhaltung auch die besten noch überragte.

Dies war der Kreis, in den sich unser Scherenberg eines Tages eingeführt sah, vielleicht durch Georg Bleibtreu, noch wahrscheinlicher durch Franz Duncker. Die Beziehungen gestalteten sich sofort intim, was bei der erobernden Persönlichkeit des einen und der still gewinnenden des anderen kaum überraschen konnte. Man sah sich oft, namentlich an den sogenannten „kleinen

Abenden", deren einer ſich zu einem ganz beſonderen Triumphe für unſeren Dichter geſtaltete.

Laſſalle lag krank an einer nicht ungefährlichen Knöchelentzündung, zu deren Heilung in erſter Reihe gehörte, daß er ſich ruhig verhalten und wochenlang bei ſehr hoher Temperatur auf ſeiner Chaiſelongue zubringen mußte. Die Langeweile verzehrte den leidenſchaftlichen, an Tätigkeit und Anregung gewöhnten Mann, und ſo ſchrieb er Brief über Brief, „daß man ihn beſuchen und unterhalten ſolle". Solcher Brief traf auch bei Scherenberg ein, der in kurzen Zeilen inſtändigſt gebeten wurde „doch ja zu kommen und etwas Neues mitzubringen". Natürlich erfolgte Zuſage, von einigen anderen auch, und ſo verſammelte man ſich denn um acht Uhr abends in dem mit allerlei Bildern aus der franzöſiſchen Revolutionszeit geſchmückten „blauen Salon", der hoch und geräumig, aber der Kur halber von ſehr hoher Temperatur war. Laſſalle lag auf ſeinem Ruhebett, von dem aus er mit gewohnter Meiſterſchaft den Wirt machte. Der Vorleſertiſch ſtand da, die Lichter brannten, und Scherenberg nahm Platz. Es war Cercle intime: Franz Duncker und Frau, Bleibtreu und Frau, Dr. Prietzel, Friedrich Foerſter und Ludmilla Aſſing.

Und nun las Scherenberg einzelne Stellen aus ſeinem „Franklin" vor, grandioſe Schilderungen von Eis und wieder Eis mit einem glitzernden Sternenhimmel darüber, und allen war es, als ob es von Minute zu Minute friſcher und kühler um ſie her würde. „Köſtlich," rief Laſſalle. „Mein Scherenberg, wie ſchön, wie

herrlich. Seien Sie von Herzen dafür bedankt! Und welche Freundlichkeit gegen mich, gerade dieſe Szenerie zu wählen, dies Polarmeer. Ein beſſeres Eis iſt mir nie präſentiert worden und keines hat mir je ſo geſchmeckt. Nur weiter, weiter.“ Und ein neuer Geſang hob an und riß Wirt wie Gäſte zu neuem Entzücken hin. Denn Scherenberg hatte ſeinen guten Tag und las vorzüglich.

Ihr Verhältnis, um es zu wiederholen, war voll Entgegenkommen und ſelbſt auf ſeiten unſeres in Gefühlsſachen immer etwas nüchternen Scherenberg von ſo hervortretender Herzlichkeit, daß er, als die Nachricht von Laſſalles plötzlichem Tode kam, ſich tagelang nicht beruhigen konnte.

Bei Franz und Clara Kugler

Friedrichstraße 242

Aus: Paul Heyse „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse"

Das Kuglersche Haus war damals der Sammelpunkt eines ganzen Schwarms aufstrebender junger Leute, die sich freudig als seine Schüler bekannten. Der bedeutendste darunter, Jakob Burckhardt, geboren 1818, konnte schon für einen jungen Meister gelten und stand dem älteren Freunde mit eigenem Urteil und einer Fülle auf eigene Hand erworbener Kenntnisse zur Seite, so daß Kugler ihm die Bearbeitung der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Malerei" anvertrauen konnte, für die Burckhardt aus frischen, eigenen Studien in Italien ein großes Material der wertvollsten Notizen gesammelt hatte. Noch ahnten wir nicht, zu welch beherrschender Stellung in der Geschichte der Kunst und Kultur der damals Neunundzwanzigjährige, der mit seiner heiteren Feinheit, seiner poetischen und musikalischen Begabung den häuslichen Kreis belebte, schon im Lauf der nächsten Zeit sich emporschwingen sollte. Damals sah er mit bescheidener Unterordnung zu dem älteren Meister und Freunde auf, ließ sich geduldig von Luise abkonterfeien und sang, wenn er darum gebeten wurde, zum

Klavier seine italienischen Volkslieder mit einer zarten, seelenvollen Stimme. Daß in ihm selbst ein Lyriker steckte, der sich wahrlich sehen lassen konnte, wenn er auch die Tarnkappe vorzog, hatten wir an den beiden anonym gedruckten dünnen Heftchen „Ferien, eine Herbstgabe" und „E Hämpfeli Lieder" erkannt, die letzteren, das Lieblichste, was je im Basler Dialekt gedichtet worden, mir heute noch unvergeßlich. Auch er war mit Geibel herzlich befreundet, wärmer und dauernder als mit den anderen jungen Hausfreunden; Fritz Eggers, der jahrelang das Kunstblatt redigiert und durch seine Rauchbiographie sich um die moderne Kunstgeschichte verdient gemacht hat, Wilhelm Lübke, der der Kunstgeschichtsforschung durch eine unermüdliche literarische Betriebsamkeit Eingang in den weitesten Kreisen verschaffen sollte, dem genialen Architekten (u. a. Erbauer des Frankfurter Theaters) Richard Lucae, Theodor Fontane u. a. Adolf Menzel, der damals schon Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" durch seine herrlichen Illustrationen verewigt hatte, stand diesem Kreis persönlich ferner, bei dessen geselligen Abenden man ihm kaum einmal begegnete.

Was aber die verschiedenen Elemente dieser Schülerschaft anzog und zusammenhielt, fast mehr noch als die unermüdliche, immer mit Rat und Tat hilfsbereite Güte des Meisters, waren die liebenswürdigen Frauen und Mädchen, die der zwanglosen Geselligkeit des Kuglerschen Hauses einen unwiderstehlichen Reiz verliehen. Vor allen anderen die Hausfrau selbst, eine Tochter

Eduard Hitzigs, der selbst noch, als ein gebrochener alter Mann, im Erdgeschoß seines Hauses an der Friedrichstraße 242 vegetierte und seinen Lehnstuhl nie verließ, um in die obere Wohnung seiner Tochter hinaufzusteigen. Er freute sich aber ihres Glückes, des wachsenden Ansehens ihres Gatten, der drei lieben Kinder, die sie ihm geboren hatte, und dann und wann wünschte er auch einen der jungen Hausfreunde bei sich eintreten zu sehen. Seine Erinnerungen an die eigenen berühmten Freunde, E. T. A. Hoffmann, Zacharias Werner, vor allem den edlen Chamisso, bildeten dann das Thema des Gespräches.

In solcher Umgebung war Franz Kuglers Frau aufgewachsen, ein Poetenkind, an dessen Wiege Dichter gestanden hatten. Auch ihr Vater, der alte „Ede", hatte sich als Dichter versucht. Sie selbst aber hatte von dem Kastalischen Quell, der durch ihr väterliches Haus rauschte, nur so viel gekostet, um ihren Sinn für alle Schönheit der Dichtung zu läutern und den Instinkt für das Echte und Große in sich zu befestigen. So bewegte sie sich anspruchslos auch unter der künstlerischen Jugend, auf die der Adel ihrer ernsten Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen Zauber ausübten, wie ihn ihr Bräutigam in dem Gedicht

Du bist wie eine stille Sternennacht

und späterhin Geibel bei der Widmung seiner Gedichte geschildert hatte:

Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmut lächelnd hin.

Neben ihr, in vielem ihr voller Gegensatz, stand Kuglers Schwester Luise, äußerlich ohne jede Anmut, mit lebhaften, derben Bewegungen ihre Reden begleitend, eine echt pommersche Frohnatur, dabei mit einem zarten Sinn für alles Künstlerische begabt, wie sie es denn auch in Blumenmalen und Dekorieren von Kunstblättern zu nicht geringer Fertigkeit gebracht hatte. Sie wohnte mit ihrer trefflichen alten Mutter in einem Hause, das dem Hitzig-Kuglerschen gerade gegenüber lag, brachte all ihre Abende in der brüderlichen Familie zu, vergötterte die Kinder, tat der Schwägerin alles Liebe und Gute an und nahm an den poetischen Gastgeschenken, die die Hausfreunde lieferten, begierig teil, einen nach dem andern im Profil in ihr Album zeichnend. Alle liebten sie und verkehrten, beim größten Respekt vor der Grundliebenswürdigkeit und Tüchtigkeit ihres Naturells, weit zwangloser mit „Tante Ihffy" als mit der Herrin des Hauses.

Außer ihr gingen noch andere anziehende weibliche Gestalten in den großen, niedrigen Mansardenzimmern der Frau Clara aus und ein, zunächst die Töchter ihres Schwagers, des Generals Baeyer, der den ersten Stock des Hauses bewohnte. Seine Gattin, Eugenie, von deren Schönheit alle, die sie gekannt hatten, nicht genug zu sagen wußten, war schon vor einigen Jahren gestorben. An den verwaisten fünf Kindern vertrat Frau Clara neben einer alten Gouvernante Mutterstelle. Auch diese Mädchenjugend war unter künstlerischen Einflüssen aufgeblüht, die zweite Tochter, Emma, die später mein

Freund Otto Ribbeck heimführte, ſchon über das Backfiſchalter hinaus, dem Kuglers Töchterchen Margarete in kurzen Röcken und wehenden Haarſchleifen als ein übermütiges Schulkind noch angehörte. Eine ſchöne blonde Nichte Kuglers, Clara Wulſten, lebte zu verſchiedenen Malen längere Zeit unter ihrem Dache, und an reizenden jungen Freundinnen war kein Mangel.

Hiernach wird man begreifen, daß ein ſiebzehnjähriger Student, dem der Eintritt in dieſes Haus geſtattet wurde, ſich die Pforten des Paradieſes eröffnet zu ſehen glaubte. Zudem war es noch die gute alte Zeit des Berliner Lebens, in der die engeren Verhältniſſe, die beſcheideneren Sitten der Stadt, die noch nicht davon träumte, als Weltſtadt zu gelten, jenen anſpruchsloſeren Zuſchnitt der Geſelligkeit begünſtigten, der allein ein wärmeres Zuſammenſchließen der Menſchen möglich macht und heutzutage ſchon wegen der räumlichen Weitläufigkeit des Verkehrs faſt ganz geſchwunden iſt. Man durfte noch ungeladen an eine gaſtliche Tür anklopfen, ohne die Hausfrau in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn der unvorhergeſehenen Gäſte einmal ſo viele wurden, daß das Wohnzimmer wie ein gefüllter Bienenkorb ſchwärmte, — für die Bewirtung mit Tee, Butterbrot und kalter Küche reichte der häusliche Herd immer noch aus, da niemand kam um eines Soupers willen, ſondern um unter liebenswürdigen Menſchen ein paar Stunden lang plaudernd und ſcherzend ſich's wohl ſein zu laſſen.

Nun aber wäre nichts irriger, als zu glauben, daß

solche Abende sich zu Sitzungen einer kleinen privaten Kunstakademie gestaltet hätten. So wenig der bekannte scharfe kritische Ton, der in gewissen ästhetisch angehauchten Berliner Salons vorherrschte, hier angeschlagen wurde, so wenig war es auf ein beständiges Besprechen poetischer und kunsthistorischer Themata abgesehen. Und dies war nicht zuletzt das Verdienst des Hausherrn, der, ehe er abends zu den Seinigen kam, den Professor- und Geheimratsrock in seinem Arbeitszimmer auszog und in ein bequemes Hausvaterkostüm schlüpfte. Wenn ihm Fernerstehende eine gewisse Steifheit und ablehnende Kälte nachsagten, berührten sie damit sein eigentliches Wesen so wenig wie die Berichte aus Weimar über Goethe von solchen, die in dem großen Dichter nur den Minister gefunden haben wollten. Seine scheinbare Geheimrätlichkeit entsprang nur aus einer Art Zerstreutheit und naiver Unbekümmertheit um den Eindruck, den er auf fremde Menschen machte, aus einer nachlässigen poetischen Träumerei, in der er von seinen sehr energischen Arbeiten ausruhte. So konnte er auch unter uns jungen Leuten lange stumm dasitzen, nur mit seinen freundlichen Mienen unsere zwanglosen Scherze oder ernsten Debatten begleitend. Dann stand er wohl endlich auf, wenn die Frauen „ein Lied für das Gemüt" von ihm verlangten, und sang ein paar Eichendorffsche Lieder in seiner eigenen einfachen Melodie oder spanische und italienische Volksweisen, zu denen er die Worte gedichtet hatte, und die wir nicht müde wurden immer von neuem zu hören.

Paul Heyse
Stahlstich von A. Weyer 1860

Es waren ſchöne Abende, wenn Geibel, der faſt täglich im Kuglerſchen Hauſe ſich einfand, das ſchmale, abgegriffene Taſchenbuch hervorzog und das neueſte Gedicht las, das ihm der Tag beſchert hatte. Wir ſaßen in dem großen Wohnzimmer mit den drei tiefen Fenſterniſchen um den runden Tiſch, die Frauen mit einer Handarbeit beſchäftigt, Luiſe Kugler ihr Zeichenbuch vor ſich, während irgendeiner der Anweſenden ihr ſitzen mußte. Die Kinder hatten ihr Spielzeug weggeworfen und ſich hochaufhorchend in die dunklen Ecken gekauert, um nicht zu früh zu Bett geſchickt zu werden; alle, und nicht zuletzt die jungen Hausfreunde, hingen an den Lippen des Dichters, der, die Brauen zuſammengezogen, heftig den Knebelbart zauſend, mit ſeiner tiefen, eintönigen Stimme den „Morgenländiſchen Mythus" las —

Welch ein Schwirren in den hohen Lüften
Nächtlich überm Kaſchmirſee! — Von Flügeln
Rauſcht's, als kämpften droben Schwan und Rabe
Flatternd hin und her, und wunderſame
Stimmen gehn dazwiſchen, ſcheltend, flehend;
Weithin trägt den Schall der Wind im Mondlicht. — —

Auf eine ſolche Vorleſung erfolgte nicht immer ein einmütiger Beifall. Zuweilen wagte ſich auch eine kritiſche Stimme hervor, zumal wenn es ein dramatiſches Fragment betraf, und auch wir Jüngeren faßten uns wohl ein Herz, mit einem Bedenken nicht zurückzuhalten. In der Regel nahm Geibel dergleichen Einreden mit guter Laune auf. Aber ſchon damals machte ihm das innere Leiden zu ſchaffen, das ihm durch ſein ganzes Leben

den freien Genuß des Daſeins verkümmerte. Sein reizbares Temperament konnte dann heftig auflodern, und von den Lippen, denen eben noch die ſanfteſten lyriſchen Töne entſtrömt waren, brachen dann Ausdrücke von ſo hanebüchener Art, wie ſie eher einem hanſeatiſchen Bootsmann als dem hochgeſtimmten Seher und Sänger geziemten. Beſonders mit Luiſe, die ihm in ihrer pommerſchen Naturfriſche bei all ihrer tiefen Bewunderung und warmen Freundſchaft an derber Geradheit nichts nachgab, kam es hin und wieder zu einem leidenſchaftlichen Diſput, den er gelegentlich mit dem gut lübeckiſchen „Back di wat, Sela!“ abſchnitt, in hellem Zorn das Zimmer verlaſſend.

Er kam dann bald wieder ſacht zu derſelben Tür herein, die er ſo dröhnend zugeſchlagen hatte, beugte vor der Gekränkten, ritterlich Abbitte leiſtend, ein Knie, oder zog ſich mit einem Scherz aus der Affäre.

Aus: Theodor Fontane „Von Zwanzig bis Dreißig“

Das Haus, das, wenn ich nicht irre, dem alten Kammergerichtsrat Hitzig, dem Freunde von E. T. A. Hoffmann gehört hatte, lag am Südende der Friedrichſtraße, nahe dem Belle-Allianceplatz und umſchloß, klein wie es war, nur drei Familien. Im Erdgeſchoſſe wohnten zwei Fräulein Piaſte, wahrſcheinlich Muhmen aus alten Tagen her, im erſten Stock General Baeyer, im zweiten — Manſarde — Franz Kugler, der ſich 1833 oder 1834 mit der jüngſten Hitzigſchen Tochter, einer vielumwor-

benen und beſungenen Schönheit, verheiratet hatte. Mehr als eins der Geibelſchen Lieder iſt an ſie gerichtet. Ihrer Schönheit entſprach ihre Liebenswürdigkeit und ihrer Liebenswürdigkeit der feine Sinn und Geſchmack, mit dem ſie Räume von äußerſter Einfachheit in etwas durchaus Eigenartiges umzugeſtalten gewußt hatte. Da, wo die weit vorſpringenden Manſardenfenſter ohnehin ſchon kleine lauſchige Winkel ſchufen, waren Efeuwände aufgeſtellt, die, ſich rechtwinklig bis mitten in die Stube ſchiebend, das große Zimmer in drei, vier Teile gliederten, was einen ungemein anheimelnden Eindruck machte. Man konnte ſich, während man im Zuſammenhange mit dem Ganzen blieb, immer zurückziehen und jedem was ins Ohr flüſtern. An geſellſchaftlichen Hochverrat dachte dabei keiner.

So ſah es in dem „Kuglerſchen Salon" aus, an den ich, wenn ich wegen meiner eigenen mehr als einfachen Wohnräume gelegentlich beſpöttelt werde, zurückzudenken häufig Gelegenheit habe. „Was wollt Ihr?" frage ich dann wohl. „Ihr müßt mir dieſen Zuſchnitt ſchon laſſen. Seht, da war mein väterlicher Freund Franz Kugler, der war ein Geheimrat und eine Kunſtgröße und wohnte womöglich noch primitiver als ich. Und doch, ich habe da die ſchönſten Stunden verbracht, ſchöner als in manchem Schloß. Und nun gar erſt als in mancher modernen Stuck-Bude. Laßt mich alſo ruhig. Es kommt wirklich auf was anderes an."

Ja, auf was anderes kommt es an. Was einem Hauſe Wert leiht, das iſt das Leben darin, der Geiſt, der alles

adelt, schön macht, heiter verklärt, und dieser Geist war in dem Kuglerschen Hause lebendig. Was steigt da nicht alles vor mir herauf. Welche Fülle der Gesichte! Da war der alte Generalsuperintendent Ritschel, evangelischer Bischof von Pommern, Geheimrat von Quast, der „Konservator", Geheimrat Hitzig — Bruder der Frau Kugler —, Professor Strack, der Architekt, Professor Drake, dazu junge Künstler, Dichter und Gelehrte: Storm, Otto Gildemeister, Jakob Burckhardt (Basel), Lucae, Roquette, Felix Dahn, Zöllner, Wilhelm Lübke.

Von den Abenden, wo Storm Gast war, erzähl' ich an anderer Stelle. Lübke, damals noch ganz jung, erschien, von Eggers und Zöllner eingeführt, in Papiervatermördern, die damals noch nicht elegant fabrikmäßig hergestellt, sondern in jedem Einzelfall aus steifem Papier ausgeschnitten wurden. Der Unglückliche litt furchtbar, physisch und moralisch, weil ihn nicht nur die Papierspitzen stachen, sondern auch weil das minderwertige Aushilfe-Material von dem scharfen Auge der Damen erkannt worden war. Einmal gab es auch eine kleine Gesellschaft Eichendorff zu Ehren, und Paul Heyse, damals kaum zweiundzwanzig, hielt ihm eine improvisierte Toastansprache in Versen. Er war so erregt dabei, daß ich durch den zwischen uns befindlichen Tischfuß sein Zittern fühlte. — Jener Eichendorff-Abend verlief im engsten Zirkel. Aber auch wenn große Gesellschaft war, mußte der bescheidene Raum ausreichen, so beispielsweise, wenn an dem einen oder anderen Geburtstag Kuglersche Stücke gespielt, oder, bei noch feierlicheren Ge-

legenheiten, Polterabend-Aufführungen inſzeniert wurden. So vor allem bei Heyſes Hochzeit im Herbſt 1854.

Das waren die Feſte, mal große, mal kleine, für die der „Salon" der Frau Clara den Schauplatz bot. Aber ſchöner als dieſe Feſte waren die Stunden, die nichts vor einem erſchloſſen als ein alltägliches Leben, das doch wiederum kein alltägliches Leben war. Von der damals noch wenig belebten Straße drang kaum ein Laut herauf. Eine hohe Schirmlampe gab ein gedämpftes Licht, und um den Tiſch herum ſaßen die Damen: Frau Clara, die noch ſchöne Mutter, neben ihr die heranblühende Tochter — Heyſe nannte ſie ſeinen „Borsdorfer Apfel" — und abſeits auf einer Fußbank der Liebling des Hauſes, die zwölfjährige Jeanette Baeyer, Tochter des Generals, mit klugen großen Augen und vollem ſchwarzen Haar, der entzückendſte Backfiſch, den ich je geſehen, und dalberte mit dem mal wieder in einer neuen Weſte, türkiſches Muſter, erſchienenen Eggers, der entweder, weil fröſtelnd, auf einem Holzkorb in der Nähe des Ofens hockte, oder ſich mit einer halb an einen Clown und halb an einen Akrobaten erinnernden Geſchicklichkeit über den Zimmerteppich hintrudelte. Denn er gehörte zu denen, die, graziös in ihrem Tun, auch das Gewagteſte wagen können. Und dann ſchließlich, wenn die Teeſtunde da war, erſchien Kugler ſelbſt und ſetzte ſich an das Klavier, über dem eine gute Kopie des Murilloſchen Heiligen Franciscus hing, und nun, auf Zuruf der Seinen, von denen ein jeder ſein Lieblingsſtück hatte, die Vorträge raſch wechſelnd, klangen in bunter Reihen-

folge deutſche und däniſche, venezianiſche und neapolitaniſche Lieder durch das Zimmer. Weder ſein Spiel, noch ſein Geſang erhob Anſpruch, etwas Vollkommenes zu ſein; aber gerade das Unvirtuoſe gab allem einen beſonderen Reiz. Er ſelbſt ſpielte ſich dabei den Aktenſtaub von der Seele.

Noch einmal, mit Dank und Freude, denk' ich an jene Tage zurück, die bis in den Sommer 1855 hinein dauerten. Als ich vier Jahre ſpäter, nach langer Abweſenheit, wieder heimkehrte, war das Haus verwaiſt, Kugler tot, die ſchöne Frau Clara nach München hin überſiedelt, in das Haus ihres Schwiegerſohnes Heyſe. Dort ſah ich ſie wieder, gebrochen in Glück und Leben. Sie überdauerte jene Tage nur noch eine kurze Weile.

*

Storm ſah ſich nicht bloß in das Kuglerſche Haus eingeführt, ſondern ebendaſelbſt auch mit Auszeichnungen überhäuft, und die damals mit erlebten „Storm-Abende" zählen zu meinen liebſten Erinnerungen. Es mag übrigens ſchon hier erwähnt ſein, daß Storm, nach Art ſo vieler lyriſcher Dichter — und nun gar erſt lyriſcher Dichter aus kleinen Städten — der Träger von allerhand geſellſchaftlichen Befremdlichkeiten war, die, je nach ihrer Art, einer lächelnden oder auch wohl halb entſetzten Aufnahme begegneten. Manches ſo groteſk, daß es ſich hier der Möglichkeit des Erzähltwerdens entzieht. Aber ſeine mit dem Charme des Naiven ausgerüſtete Perſönlichkeit blieb am Ende doch immer ſiegreich. Und ſelbſt „Frau Clara", ſo gut ſie ſonſt die

Geheimrätin zu betonen wußte, ſah und hörte ſchließlich drüber hin.

Dieſe Storm-Abende waren, ehe man zu Tiſch ging und der Fidelitas ihr Recht gönnte, meiſt Vorleſungsabende, bei denen man es zunächſt mit Lyrik verſuchte. Sehr bald aber zeigte ſich's, wie vorher im Tunnel, daß Lyrik für einen größeren Kreis nicht paſſe, weshalb Storm, ſein Programm raſch wechſelnd, ſtatt der kleinen „Erotika" Märchenhaftes und Phantaſtiſches vorzuleſen begann. Von der Märchendichtung, wie ſie damals in Jugendſchriften betrieben wurde, hielt er an und für ſich ſehr wenig. „Das Märchen hat ſeinen Kredit verloren; es iſt die Werkſtatt des Dilettantismus geworden, der nun mit ſeiner Pfuſcherarbeit einen lebhaften Markt eröffnet." So ſchrieb er einmal. Er war ſich demgegenüber eines beſonderen Berufes wohl bewußt, zugleich auch einer eigentümlichen Märchen-Vortragskunſt, wobei kleine Mittel, die mitunter das Komiſche ſtreiften, ſeinerſeits nicht verſchmäht wurden.

So entſinne ich mich eines Abends, wo er das Gedicht „In Bulemanns Haus" vorlas. Eine zierliche Kleine, die gern tanzt, geht bei Mondenſchein in ein verfallenes Haus, darin nur die Mäuſe heimiſch ſind. Und auch ein hoher Spiegel iſt da zurückgeblieben. Vor den tritt ſie hin, grüßt in ihm ihr Bild, und das Bild grüßt wieder, und nun beginnen beide zu tanzen, ſie und ihr Bild, bis der Tag anbricht und die „zierliche Kleine" niederſinkt und einſchläft. Dieſer phantaſtiſche Tanz im Mondenſchein bildet den Hauptinhalt und iſt ein Meiſter-

ſtück in Form und Klang. Ich ſehe noch, wie wir um den großen, runden Tiſch herum ſaßen, die Damen bei ihrer Handarbeit, wir „vom Fach" die Blicke erwartungsvoll auf Storm ſelbſt gerichtet. Aber ſtatt anzufangen, erhob er ſich erſt, machte eine entſchuldigende Verbeugung gegen Frau Kugler und ging dann auf die Tür zu, um dieſe zuzuriegeln. Der Gedanke, daß der Diener mit den Teetaſſen kommen könne, war ihm unerträglich. Dann ſchraubte er die Lampe, die ſchon einen für Halbdunkel ſorgenden grünen Schirm hatte, ganz erheblich herunter, und nun erſt fing er an: „Es klippt auf den Gaſſen im Mondenſchein, das iſt die zierliche Kleine . . ." Er war ganz bei der Sache, ſang es mehr als er es las, während ſeine Augen wie die eines kleinen Hexenmeiſters leuchteten, verfolgten ſie uns doch zugleich, um in jedem Augenblicke das Maß und auch die Art der Wirkung bemeſſen zu können. Wir ſollten von dem Halbgeſpenſtiſchen gebannt, von dem Humoriſtiſchen erheitert, von dem Melodiſchen lächelnd eingewiegt werden — das alles wollte er auf unſeren Geſichtern leſen, und ich glaube feſt, daß ihm dieſe Genugtuung auch zuteil wurde.

Denſelben Abend erzählte er auch Spukgeſchichten, was er ganz vorzüglich verſtand, weil es immer klang, als würde das, was er vortrug, aus der Ferne von einer leiſen Violine begleitet. Die Geſchichten an und für ſich waren meiſt unbedeutend und unfertig, und wenn wir ihm das ſagten, ſo wurde ſein Geſicht nur noch ſpitzer, und mit ſchlauem Lächeln erwiderte er: „Ja, das iſt

das Wahre; daran können Sie die Echtheit erkennen; solche Geschichte muß immer ganz wenig sein und unbefriedigt lassen; aus dem Unbefriedigten ergibt sich zuletzt die höchste künstlerische Befriedigung." Er hatte uns nämlich gerade von einem unbewohnten Spukhause erzählt, drin die Nachbarsleute nachts ein Tanzen gehört und durch das Schlüsselloch geguckt hatten. Und da hätten sie vier Paar zierliche Füße gesehen mit Schnürstiefelchen und nur gerade die Knöchel darüber, und die vier Paar Füße hätten getanzt und mit den Hacken zusammengeschlagen. Einige Damen lachten, aber er sah sie so an, daß sie zuletzt doch in einen Gruſel kamen.

Bei Frau v. Olfers

Cantianſtraße, ſpäter Margarethenſtraße 7

Aus: Ernſt v. Wildenbruch „Blätter vom Lebensbaum"

Wenn es in dieſem Berlin einen ſtillen, lauſchigen Poetenwinkel gab, ſo war es der, wo Marie v. Olfers' elterliches Haus ſtand. Ihr Vater war Generaldirektor der Muſeen geworden und hatte eine in der Cantianſtraße gelegene Dienſtwohnung inne. Heute iſt die Straße verſchwunden; über der Stelle, wo das Haus ſtand, geht die Stadtbahn hinweg, — die alte Zeit iſt unter die Räder gekommen.

Damals aber, — welche Fülle intereſſanter Menſchen iſt damals die Treppe des gaſtlichen Hauſes emporgeſtiegen! Jeden Mittwoch war offener Abend, und was Berlin an bedeutenden Männern auf den Gebieten der Kunſt und der Wiſſenſchaft beſaß, ſtrömte herbei. Es war dort ein großes „Berliner Zimmer", köſtlich unregelmäßig gebaut, mit lauſchigen Winkeln und Ecken; ſeiner gelbtapezierten Wände halber hieß es der „gelbe Saal". In dieſem damals in Berlin berühmten gelben Saale habe ich Marie v. Olfers kennengelernt. Hier ſah ich zum erſten Male auf Tellern und Taſſen, Schalen und Schüſſeln jene märchenhaft duftigen Ma-

lereien und Sinnsprüche, mit denen sie das ganze Hausgerät ihrer Familie geschmückt hatte; hier sah ich Marie v. Olfers am Klavier; hier wurden von Zeit zu Zeit kleine, von ihr verfaßte Theaterstücke aufgeführt; und wenn sie dann, liebenswürdig, wie nur bedeutende Menschen es sein können, den Bedürfnissen der Gäste als Wirtin vorsorgte, fühlte ich staunend, welchen Schatz von menschenbeglückenden Fähigkeiten die Natur diesem reich beanlagten Wesen verliehen hat.

*

Hedwig v. Olfers —: Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglicher Weisheit überraschte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung ebenso oft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte; liebevolle Empfänglichkeit für jede fremde Persönlichkeit und dabei völlige Unmöglichkeit, aus der eignen Persönlichkeit, hinauszugehen; Wohlwollen für Mensch und Tier, und dabei ein ganz bestimmtes Ablehnen alles dessen, was nicht zu ihr gehörte; durch alle Verhältnisse der Welt und der Gesellschaft mit der ruhigen Sicherheit hindurchgehend, welche angeborene Vornehmheit verleiht, und dabei ohne eine Ahnung von Rang und Stand, von Würden und Titeln. All dieses Widerstrebende vereint, all dies Widersprechende verklärt durch den Zauber, den die Natur ihren Lieblingen bei der Geburt in das Herz legt, den keine Zeiten veralten, kein Schicksal verblassen läßt: durch Naivität.
Es war ein Geheimnis in dieser Frau: sie wurde an jedem Tage neu geboren.

Das Schickſal hat in ihr Leben gegriffen, manches Mal und mit rauhem Griff; Kümmerniſſe ſind über dieſen gebrechlichen Nacken dahingegangen, laſtend und ſchwer. Jedesmal aber, wenn der neue Tag anbrach, lag die Welt wieder vor ihr, wie ein offenes Buch voller Geheimniſſe und Wunder; wie der Schwan, der die Waſſertropfen vom Gefieder ſchüttelt, ſo richtete ſich dieſe Seele aus Kummer, Not und Sorge auf, und wenn die Freunde ängſtlich ſorgend nach ihr fragen wollten, kam ſie ihnen ſchon entgegen, unverwandelt und unwandelbar, denen ein Troſt, die ihr Troſt bringen wollten, und man ſah ſich an und ſagte: „Sie iſt unverwundbar.“

Ihre leibliche Jugend lag ſchon weit hinter ihr, als ich in näheres Verhältnis zu ihr trat. Sie war vermählt mit dem Generaldirektor der preußiſchen Muſeen v. Olfers, dem ſie drei Töchter und einen Sohn geſchenkt hatte. In einem ſtillen Winkel des damals noch viel kleineren Berlin ſtand das Haus, in dem ſie, wie in einem behaglichen Neſt, mit ihrer geſamten Familie wohnte: in der Cantianſtraße, hinter dem Neuen Muſeum. Ihr Schwiegerſohn, der Graf York v. Wartenburg, der ſich in zweiter Ehe mit ihrer älteſten Tochter verheiratet hatte, bewohnte in derſelben Straße das unmittelbar anſtoßende Haus; beide Wohnungen, im gleichen Stock gelegen, waren durch einen Gang, der die Mauer zwiſchen den Häuſern durchbrach, miteinander verbunden, und ſo flutete das Leben von hüben nach drüben und wieder zurück, eine lange Reihe von Jahren, von glücklichen Jahren hindurch.

In ihrer Wohnung war ein großes Berliner Zimmer, ein saalartiger Raum mit gelb gemalten Wänden, der einst in ganz Berlin gekannte und genannte gelbe Olfersſche Saal. An dieſen Raum, der jetzt mit dem ganzen Hauſe vom Erdboden verſchwunden iſt, knüpfen ſich meine erſten Erinnerungen, wenn ich der teuren Frau gedenke; in dieſem Zimmer, in dem ſie am liebſten weilte, und das ſo ganz vom Zauber ihrer Perſönlichkeit erfüllt war, habe ich ſie kennen, ſie lieben und ihr danken gelernt, denn immer kam ich, die Seele von Zweifeln und Sorgen verdüſtert und verwirrt, und immer ging ich, das Herz mit jenem goldigen Licht erfüllt, das uns der Verkehr mit einem wahrhaft bedeutenden Menſchen, der Anblick tiefinnigen Familienglücks gewährt.

Jeden Mittwoch war offener Abend, und dann verſammelte ſich in den freundlichen Räumen der geſamte Glanz von Berlin, Häupter der Wiſſenſchaft, Spitzen der Kunſt, Würdenträger, Männer und Frauen aller Kreiſe. Ihre Töchter: Marie, unſere Marie v. Olfers, die Malerin und Dichterin, und Hedwig, die ſpäter mit dem Geheimen Legationsrat Abeken ſich vermählte, boten den Gäſten eine freundliche Gaſtlichkeit, und der Verkehr war der zwangloſeſte. Was in Berlin immer gefehlt hat und heute noch mehr fehlt, als früher, hier war es vorhanden: eine Geſellſchaft, die ſich untereinander gleich empfand; vor dieſer Wirtin waren alle gleich. Ob ſie jemals die Titulaturen ihrer Gäſte gekannt hat, ich möchte es bezweifeln; was ſie von jedem aber zu erwarten und zu gewinnen hatte, wenn er ſich

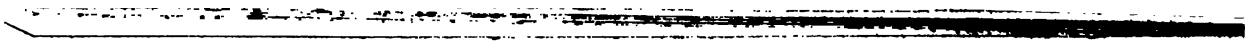
an den runden Tisch zum Gespräch mit ihr setzte, das wußte sie um so genauer.

Immer war es schön in dem alten gelben Saal, am schönsten aber am Silvesterabend, wenn in der Mitte des Raumes der hohe Weihnachtsbaum noch einmal im Kerzenlicht erglühte und eine kleine Schar von nächsten Hausfreunden unter seinen Zweigen vereinigt sah. Dem gastlichen Sinne der Mutter trat dann Marie v. Olfers' phantasiereicher Geist zur Seite, und wenn der Silvesterpunsch aufgetragen ward, erschien regelmäßig eine kleine Lotterie in Gestalt von zierlichen, durch ihre künstliche Hand mit Bildchen geschmückten Zetteln. Was jeder für das kommende Jahr zu erwarten hatte, er zog es aus dieser Lotterie, und es soll manchen gegeben haben, der nachher staunend bestätigt hat, wie richtig ihm in dem gelben Saal prophezeit worden war.

Aber die Kerzen erloschen, das freudige Geräusch des Lebens ward stiller und stiller; schweres Siechtum befiel Herrn v. Olfers; häusliche Sorgen aller Art traten hinzu, und zu Anfang der siebziger Jahre nahm der Tod ihr den Gatten hinweg. Und nun kam die Stunde, die mit rauher Hand an dem alten Hause in der Cantianstraße anklopfte und den Frauen, die darin saßen, zurief: „Ihr müßt hinaus und euch ein neues Heim suchen." Fern von der alten Stätte, in der Margarethenstraße, drei Treppen hoch, wurde es gefunden; dort zog sie ein mit ihrer immer treuen Marie; dort haben sie gewohnt.

Da ich von Kunſtproduktionen bei Hofe ſpreche, ſo muß ich eines Mannes Erwähnung tun, der einen Teil des Feldes dieſer Produktionen in weitgedehntem Maße zu überwachen hatte. Wie die Muſik als ihren Generalintendanten den Grafen Redern, das Theater den aus München herbeigerufenen Herrn v. Küſter, ſo führte alles, was mit Bildern, Skulpturen, Sammlungen aller Art in Verbindung ſtand, den Herrn v. Olfers als Generaldirektor mit ſich. Ich habe ſein Haus nicht aufgezählt, als ich die Salons beſchrieb, denn es war kein Salon im eigentlichen Sinne. Ein ſtrenger Partiſan des Hofes, richtete Herr v. Olfers ſeine Aufmerkſamkeit nur auf Perſonen und Dinge, die mit der Kunſt oft nur einen loſen, mit einflußreichen Perſonen aber einen engen Zuſammenhang hatten. Ich habe nicht gehört und geſpürt, daß irgendeine fruchtbringende Anregung von dieſer Stelle ausgegangen ſei. Das Haus war alle Donnerstage offen, und man fand gleich beim Eingange, der mit antiken Büſten geſchmückt war, den Herrn des Hauſes, der gewöhnlich ein paar „vornehme" Gäſte mit Vorzeigung von Kupferſtichen unterhielt. Ging man weiter, ſo fand man die Damen des Hauſes, und dieſe beſtanden in einer ausnehmend klugen und liebenswürdigen Mutter und zwei ſchönen und talentvollen Töchtern. Frau v. Olfers, die Tochter des unter Wittgenſteins Herrſchaft ſehr mächtigen Staatsrats Stägemann, eines höfiſchen Spottgeiſtes, wie es damals mehrere gab, war ganz dazu geſchaffen, die Unterhaltung zwiſchen drei

Wilhelmine Unzelmann
Lithographie von Schall nach einer Zeichnung von Franz Krüger 1850



oder vier Personen belehrend und interessant zu machen; allein sie war zu bequem, einen vollgefüllten Raum in Ordnung zu halten oder in einzelne Gruppen nach der Taktik des Salons zu verteilen. Deshalb waren diese Zusammenkünfte nicht das, was sie hätten sein können. Die vom Hofe begünstigten Künstler stellten die andern ungebührlich in Schatten, und man weiß, wie leicht ein deutscher Künstler auf dem Boden des Parketts in Schatten zu stellen ist. Die Ellenbogenstöße sind ihm nicht gegeben. Ich habe den vielleicht größten Künstler, den Preußen hat, dort sehr unbeachtet gesehen, den Historienmaler Adolph Menzel, während der Hofliebling und russische Begünstigte, der Paradenmaler Krüger, einer ganz andern Beachtung sich erfreute. Jedem das Seine. Krüger hatte gewiß seine großen Verdienste, aber mich dünkt, daß, so wirklich die Liebe zur Kunst, die Verehrung des Talents der äußern Mittel sich erfreut, diese Liebe zu betätigen, diese Verehrung darzutun, indem sie die Begabung, wo sie sie findet, ans Licht zieht, sie sich in anderer Art zeigen muß. Menzel hatte damals freilich noch wenig geleistet, aber das wenige zeigte dem Kenner schon vollkommen, was er zu erwarten habe. Er aber war von keinem Hofe empfohlen oder beschützt.

Zuweilen, obgleich selten, fanden auch vorlesende Poeten einen Abend ihren Produktionen geöffnet; aber dies waren ebenfalls solche, die mit einem Geleitschein der Höfe kamen; so habe ich den prätentiösen Dichter der „Amaranth" ein süßlich-bitteres, stachelig-weiches Drama vorlesen hören, das unter affektiertem Sanfttun Hiebe

austeilte auf alles, was geistig frei und keck regsam einer gewissen Partei beschwerlich fiel. Wem diese Atmosphäre behagte, mochte sich darin bewegen; stärkere Geister, die diese hofgefällige, beifallknickende und nach äußern Zeichen der Gunst hinlauschende Gesellschaft nicht mochten, zogen sich zurück zum großen Leidwesen der gescheiten geistvollen Damen, deren einige sich in diesem Salon fanden, und die nun gleichsam aufs trockene zu sitzen kamen.

*

Frau von Olfers besaß nicht den Ehrgeiz, in ihren Salon Berühmtheiten zu ziehen, sonst hätte sie sich mehr Mühe gegeben, Gäste, die diesen Nimbus um ihr Haupt hatten, aufzusuchen. Wer da kam, war ihr recht, wenn er anders auf die „Liste" paßte, die ihr Mann in der Tasche hatte. Frau Paalzow wohnte in demselben Hause, und bis zuletzt, wo ihr das Treppensteigen unmöglich wurde, verfehlte sie nicht, an den Donnerstagen teilzunehmen. Rauch, Schelling, Ranke, Hensel waren nicht leicht fehlende Gäste; aber man hatte wenig von ihrem Dasein; es kam zu keiner lebhaften Diskussion. Die für das Leben des Salons tödliche Sitte des Zwiegesprächs in den Fensternischen und Stubenecken herrschte hier in einem verderblichen Grade und wurde durch keine Disziplin des Wirts oder der Wirtin zunichte gemacht. Die Frauen mußten aufstehen und sich die Männer suchen, ihnen in ihre Ecken und Verstecke nachlaufen.

Hier sah ich auch zum erstenmal den Bruder Tiecks, den mit feiner Diskantstimme viel sprechenden Bildhauer,

der auf einer beſtändigen Jagd nach ſchönen Händen und Füßen ſich befand und bewirkte, daß mancher Fuß das Dunkle ſuchte und manche Hand ſich mit den Spitzengarnituren des Schnupftuchs beſcheiden bedeckte. Tieck aber wußte mit einer gewiſſen artiſtiſchen Unverſchämtheit ſolche einſiedleriſchen Gliedmaßen doch aus ihrem Dunkel zu ziehen, und da war es denn ſehr ergötzlich, wie er, eine ſolche ſich flüchtende Hand unbarmherzig erfaſſend, ſie einem Examen rigorosum unterwarf und ungeſcheut Lob und Tadel über ſie ausſprach, als ſei die Eigentümerin dieſer Hand gar nicht gegenwärtig. Ebenſo machte er es mit den Füßen, ja er murmelte manchmal ſogar etwas über darüberſtehende Regionen, wodurch er den Prüden läſtig wurde. Friedrich Tieck hatte nicht die Schönheit und nicht das Talent ſeines Bruders, er war aber eine ehrlichere Natur, und was er in der Kunſt geleiſtet, iſt aller Ehren wert.

Die Quellen

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. 2. Auflage. Berlin 1858, Verlag von Wilhelm Hertz.

Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Neue Ausgabe in 3 Bänden. Berlin 1871, Verlag von Otto Janke.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. 8. Band. Leipzig 1859, F. A. Brockhaus. (Rahel Levin und ihre Gesellschaft. Gegen Ende des Jahres 1801. Aus den Papieren des Grafen S***.)

Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Berlin 1871, Verlag der Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern von S. Hensel. 16. Auflage. Berlin 1918, Vereinigung Wissenschaftlicher Verleger (Dr. W. de Gruyter).

Jugenderinnerungen von Therese Devrient. Herausgegeben von Hans Devrient. Mit 12 Text- und

8 Vollbildern. Vierte Auflage. Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann in Stuttgart.

Vierzig Jahre. Von Karl v. Holtei. Breslau 1845.

Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1863—1884 von Feodor Wehl. Altona 1889, Verlag von A. C. Rehse.

Erinnerungen. Von Max Ring. 2 Bde. Berlin 1898. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit. Von Alexander v. Sternberg. Herausgegeben von Joachim Kühn. Potsdam-Berlin 1919, Gustav Kiepenheuer Verlag.

Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von Julius Rodenberg. Berlin 1899, Verlag von Gebrüder Paetel.

Wie ich Schriftsteller geworden bin. Von Ludwig Pietsch. Berlin 1894, F. Fontane & Co.

Christian Friedrich Scherenberg. Von Theodor Fontane. (Gesammelte Werke, 2. Serie, Bd. 3.) Berlin, F. Fontane & Co.

Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Von Paul Heyse. Berlin 1900, Verlag von Wilhelm Hertz (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches von Theodor Fontane. Berlin 1898. F. Fontane & Co.

Blätter vom Lebensbaum. Von Ernst v. Wildenbruch. Berlin 1910, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsübersicht

Bei Henriette Herz 49
Bei Rahel Levin 69
Bei Mendelssohns 99
Bei Varnhagen 123
Bei Elise Gräfin v. Ahlefeldt 161
Bei Franz und Lina Duncker 171
Bei Ferdinand Lassalle 191
Bei Franz und Klara Kugler 203
Bei Frau v. Olfers 219

Die Abbildungen

Abendgeſellſchaft in Berlin
Franz Liſzt
Friedrich von Gentz
Adalbert von Chamiſſo
Wilhelmine Unzelmann
Henriette Herz
Prinz Louis Ferdinand
Mineralbrunnen-Trinkanſtalt
Friederike Unzelmann
Alexander von Humboldt
Rahel Varnhagen
Felix Mendelsſohn
Paul Heyſe
Schleiermacher
Fanny Elßler

ſind mit liebenswürdiger Erlaubnis und Unterſtützung des Märkiſchen Muſeums in Berlin wiedergegeben.

Die Bildniswiedergaben

Ferdinand Laſſalles und
Franz Dunckers

ſtammen aus dem Archiv des Verlages Richard Bong, Kunſtverlag, Berlin.

RIKOLA VERLAG * Wien/München/Leipzig

Die gute alte Zeit

Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn * Jeder Band ist mit Bildtafeln nach alten Stichen, Aquarellen u. Lithographien geschmückt

Adam Müller-Guttenbrunn
Altösterreich

*

Adolf Glaßbrenner
Bilder und Träume aus Wien
Herausgegeben von Viktor Klarwill

Das Wunderbrünndl

Eine Sammlung deutscher Volksbücher,
herausgegeben von Max Mell * Jeder Band reich illustriert

Die Geschichten vom Doktor Faust

*

Die Geschichte der heiligen Pfalzgräfin Genoveva

*

Die Sage vom Freischütz

*

Das Kasperltheater

*

Der Waldwurm

*

Die Kindheit Jesu

DIE SAMMLUNGEN WERDEN FORTGESETZT

RIKOLA VERLAG • Wien/München/Leipzig

Romantik der Weltliteratur

Herausgegeben von Franz Karl Ginzkey

Bettina von Arnim
Das Liebestagebuch

*

Justinus Kerner
Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit

*

Prosper Mérimée
Die Seelen im Fegefeuer
oder
Die beiden Don Juans

*

E. T. A. Hoffmann
Briefe

Romane und Bücher der Magie

Herausgegeben von Gustav Meyrink

Dr. Carl Vogl
Sri Ramakrischna, der letzte indische Prophet

*

P. B. Randolph
Dhoula Bel
Ein Rosenkreuzer-Roman

*

R. H. Laarß
Eliphas Lévi, der Große Kabbalist

DIE SAMMLUNGEN WERDEN FORTGESETZT

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

STANFORD, CALIFORNIA

DD 866 .H45 C.1